



Erstes Buch.

Aus der Jugendzeit.

Erstes Kapitel. Der Ahnenjaal.

Es ist eine für die immer wachsende Gemeinde der Verehrer des Dichters sicher bedeutungsvolle Wahrnehmung, daß auch bei Heinrich Heine der Genius sich auf einem Boden angebaut hat, der für eine solche Ausfaat empfänglich war. Schichten von Geschlechtern setzen eben alles voraus, was eine Geschichte zu haben berufen ist. Wir können jetzt durch gelehrte Forschungen den Stammbaum der Familie bis in den Ausgang des 16. Jahrhunderts verfolgen.

Was hätte Heine selbst darum gegeben, wenn er einmal diesen Ahnenjaal hätte betreten können, oder wenn er — ich kann das Wortspiel nicht unterschlagen — von seinen Ahnen auch nur eine Ahnung gehabt hätte? Er hat aber nicht viel von ihnen gewußt, und das wenige, was ihm bekannt war, hatte er den Erzählungen alter Muthen zu verdanken, die sich bekanntlich nicht immer streng historisch ausdrücken. Eine geschichtliche Quelle sind also seine Mittheilungen keineswegs, und ein Familienhistoriker mußte ganz andere Quellen auffuchen. Erst seit kurzer Zeit kennen wir aber die Familie Heines; wir besitzen nun sogar ihren weitverzweigten Stammbaum in einer Ausdehnung, wie sie bei den deutschen Juden leider selten ist; wir wissen, daß die Ahnen des Dichters fast durchweg angesehene und gelehrte, durchweg aber fromme und gebildete Männer und Frauen gewesen sind, und die Liebhaber der Vererbungstheorie können nun an das Entwicklungsergebnis verschiedener Geschlechter ihre mehr oder minder geschickten Kombinationen knüpfen.

Aber selbst wer dieser Theorie nur kühl gegenübersteht, wird nicht in Abrede stellen können, daß auf der Abfolge von Geschlechtern doch wohl alles beruht, was jemals groß und bedeutend in der Geschichte gewesen ist. Wie kleinlich nimmt sich dem geistigen Erbadel gegenüber, dessen Bild uns die Familiengeschichte Heines aufrollt, die Streitfrage aus, die ja nun auch längst entschieden ist, ob die Familie bloß ihres holländischen Ursprungs wegen sich van Geldern oder eines nicht existierenden Adelsdiploms wegen von Geldern zu nennen berechtigt war!

Dieser geistige Erbadel war vor allem in der Familie der Mutter des Dichters zu Hause, und die Betrachtung gilt also zunächst dem Geschlecht, aus dem die Mutter, die ja auf ihren Sohn einen so großen Einfluß ausgeübt, hervorgegangen ist. Ihre Urgroßeltern, Großeltern, Eltern und Verwandten wurden zu geschichtlichem Leben erweckt, so daß die Ahnenprobe Heinrich Heines nachweislich neun Generationen hinauf uns zu dem Ursprung seines Geschlechts leiten kann. Jeder Ring in der Kette ist ja wert, daß der forschende Blick bei ihm verweile, wenn an ihrem Ende als krönendes Schlußglied Heinrich Heine steht.

Aber die Wiege seines Geschlechts stand nicht am Rhein, wie der Dichter selbst wohl noch geglaubt hat. Die Wanderung führt uns bis an die Ufer der Donau, in das schöne Ungarland, wo trotz der Beschränkungen, welche auch dort auf ihnen lasteten, einige Juden zu öffentlicher Bedeutung und zu einer für jene Zeitläufte besonders merkwürdigen Stellung im Dienste des Staates sich aufzuschwingen vermochten. Einer der Tüchtigsten von ihnen war am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts Simon Michael in Wien und später in Preßburg, daher er wohl auch den Namen Simon Preßburg führte. Seine Glaubensgenossen ernannten ihn zum „Vorsteher der gesamten Judentum in Ungarn“. Die Lokalgeschichte erzählt uns sehr umständlich von seinen Finanzoperationen im Dienste der Kaiser Leopold I. und Joseph I., welsch letzterer seinem Münzjuden Simon Michael das Privileg verliehen hat, sich wieder in Wien ansiedeln zu dürfen. Einen Schutzbrief aber zu erlangen, war trotz der „treu gehorsamsten Dienste“, die er dem Staate leistete und die von diesem auch anerkannt wurden, erst unter Karl VI. möglich. Gerade damals hatte seine Tochter Sara Lea dem Sproß einer der angesehensten Familien am Rhein die Hand zum Herzensbund gereicht. Sein Schwiegersohn war Lazarus, der Sohn Josephs van Geldern, der von Düsseldorf nach Wien gekommen war. In dem Schutzbrief für diesen (1716), der als Buchhalter des Handlungshauses in das Privileg mit eingezogen war, wurde die Erwartung ausgesprochen, er werde „ganz treu und unklaghaft ohne alle ärgernuß, gleichwie von ihm Juden Simon Michel und denen seinigen die guete Meinung ist, sich verhalten“. Simon Michael starb am 10. April 1719. Der Grabstein kündigt, daß unter ihm „ein Wohlthäter und Schirmer seiner Glaubensgenossen, ihr Anwalt und Fürsprecher vor Fürstenthronen, ein Schultifter und Synagogenbegründer, ein Befreier der Gefangenen und ein Tröster der Beladenen“ ruhe.

Sein Schwiegersohn, Lazarus van Geldern, war damals kaum 24 Jahre alt. Dessen Schutzbrief hatte auf 10 Jahre gelaufen. Drei davon waren bereits abgelaufen. Zunächst blieb Lazarus an der Seite seines Schwagers, der das Werk des Vaters fortsetzte, weiter in Wien im Geschäftshause thätig. Das Erlöschen des Privilegiums wartete er aber nicht ab, sondern etwa 1725 begab er sich wieder nach der Heimat.

Dort stand sein Vater Joseph oder, wie man ihn in der „Gasse“ damals nannte, Juspa van Geldern, in hohem Ansehen. Er erfreute sich nicht nur bei seinen Glaubensgenossen, sondern, was damals gewiß noch sehr selten war, auch im öffentlichen Leben hoher Anerkennung. Einer seiner Ahnen war wahrscheinlich entweder aus dem holländischen Geldern nach Deutschland oder, was noch wahrscheinlicher, aus der benachbarten Stadt Geldern in Düsseldorf eingewandert und hat dadurch den Nachkommen den Namen Geldern oder „van“, d. h. aus Geldern, hinterlassen. Sein Vater Jakob van Geldern ließ Juspa eine gelehrte Erziehung angedeihen. Er gab ihm dann zur Gattin die Tochter des angesehensten Mannes aus der Judengasse zu Düsseldorf, dessen Stammbaum ins 16. Jahrhundert bis zu dem „Landvorsteher der heßischen Judenschaft“ Samuel Stuckert in Wizenhausen hinaufreicht. Als Juspa van Geldern in dieses an Erinnerungen und Ueberlieferungen reiche Haus eintrat, war für die Stadt Düsseldorf eine Zeit glänzenden Aufschwungs angebrochen. Es gelang Juspa van Geldern durch seine Tüchtigkeit, vom Kurfürsten Johann Wilhelm, der die Stadt zu seiner bleibenden Residenz erkoren hatte, zum Hoffaktor oder Kammeragenten ernannt zu werden. Dies war aber kein bloßer Ehrentitel, sondern eine harte und schwere Arbeit für einen Juden in jenen Tagen.

In diesem Amte hatte Juspa auch reichliche Gelegenheit, sein Ansehen und seinen Einfluß zum Schutz der bedrängten Glaubensgenossen einzusetzen. Zum Dank dafür ward er von diesen zum Vorsteher oder, wie man damals sagte, zum Ober-Vorgänger der gesamten vergemeinschafteten, d. h. auf Grund eines Schutz- und Geleitbriefes gegen hohe Abgaben im Lande wohnungsberechtigten Judenschaft gewählt und als solcher der Regierung gegenüber für deren Polizeiordnung und Steuereingänge haftend und verantwortlich.

Die Errichtung einer Bank in Düsseldorf im Jahre 1705, die allerdings auf schlechter nationalökonomischer Grundlage basierte, gab ihm Gelegenheit, dem Kurfürsten seine Dienstwilligkeit zu bezeigen. Johann Wilhelm aber gab Juspa einen außerordentlichen Beweis seiner Huld, indem er ihm nicht nur den Grund zur Erbauung eines Hauses und einer Synagoge, sondern auch völlige Steuer- und Abgabefreiheit für dreißig Jahre und kräftigen Schutz gegen jede Beschwerde bei allen Behörden zu teil werden ließ. Wir kennen jetzt sogar auch das Milieu des Hauses, in dem Heines Ahnherr waltete. Dies ist aber für uns gerade nach der Vererbungstheorie besonders interessant. „Die gesellschaftliche Stellung des Vaters, seine angesehenen Verbindungen, seine Beziehungen zum Hof, die lebenswarme Nähe zu den öffentlichen Angelegenheiten und den Vorgängen der Politik, die Erfordernisse und Bedingungen des höheren Verkehrs hatten den Gesichtskreis der Familie erweitert, ihr Bildungsideal gehoben, ihre Umgangsformen geadelt

und allgemach die Scheidungswände niedergerissen, die sonst das Ghetto gegen Licht und Luft der Umgebung absperreten. Man kommunizierte mit der Gesellschaft und hob sich naturgemäß auch im Geistigen auf ihr Niveau!"

Von den vier Söhnen Zuspas war Lazarus der zweite und wohl auch der bedeutendste. Er erlebte mit seinem Vater die Wandelbarkeit des Familienglücks. Durch den Tod des Kurfürsten Johann Wilhelm hatte die herrliche Entfaltung Düsseldorfs ihr Ende erreicht. Ein neues System kam zur Geltung, und wie eine schwere Anklage schwebte die Schuldenlast des erschöpften Landes über allen, die dem früheren Regime nahegestanden oder gar angehört hatten. „Was alle traf, mußte einen Juden vollends vernichten; die Umwertung der übrigen bedeutete für ihn völligen Sturz.“ Zuspa van Geldern wurde wegen Proviantlieferungen, die Jahrzehnte vorher erfolgt waren, zur Rechenschaft gezogen. Aber er wußte sich in einer Schrift, die er den Ständen vorlegte, so gut zu verteidigen, daß man von jedem weiteren Vorgehen gegen ihn absehen mußte. In seinem 74. Lebensjahre starb Zuspa van Geldern im Jahre 1727, acht Jahre später seine gleich ausgezeichnete Gattin Bräunle oder, wie Heine seine Großmutter nannte, Brunhildis. Das Gedächtnis beider wird noch heute zu Düsseldorf und Mannheim (in letzterer Stadt starb das Ehepaar) in Ehren gefeiert.

Unmittelbar darauf ernannte Karl Philipp den Sohn Zuspas, Lazarus van Geldern, zum Jülich- und Bergischen Hoffaktor. Auch das Ehrenamt des Obervorgängers der dortigen Jüdenschaft wurde ihm bald übertragen. Aber alle diese Ehrenämter gewährten ihm nicht einmal die Gunst, nach Köln reisen zu dürfen. Einmal versuchte er, unter Vorlegung eines kaiserlichen Paßbriefes freies Geleit für Köln zu erlangen, aber der dortige Rat wagte es trotzdem abzulehnen. Er erhielt niemals die Erlaubnis für länger als drei Tage. Unter solchen Verhältnissen ward das Lieferungsgeßäft bei der Armee immer mehr erschwert, da der Uebergang von einem auf das andere Gebiet in Deutschland mit allen möglichen Quälereien verbunden war. Eine große Teuerung kam dazu, um den finanziellen Ruin zu beschleunigen. Es ist rührend zu lesen, wie die treffliche Gattin des Lazarus van Geldern zuletzt noch in einer Audienz bei Karl Philipp durch eine heroische Anstrengung den Zusammenbruch des Geßäfts hintanzuhalten versucht. Umsonst.

Aber das Schicksal, das sie getroffen, vermochte nicht die geistige Höhe des Hauses zu erschüttern. Früh schon war es im Ghetto von Düsseldorf Tag geworden. Die Söhne und Töchter der Familie Geldern erhielten bereits eine gründliche Einführung in das allgemeine Wissen und in die Kultur ihrer Zeit. Heine hat selbst es aus dem Munde seiner Mutter aufgezeichnet, was seine Urgroßmutter gethan, als ihr zweiter Sohn Gottschalk van Geldern, um Medizin zu studieren, die Hoch-

schule beziehen sollte. „Ich war“, erzählt Heine, „nicht der erste in unserer Familie, der auf der Universität Edelsteine aufgefressen und Perlen verschluckt hatte. Der Vater meiner Mutter, wie sie mir einst erzählte, erprobte dasselbe Kunststück. Die Juwelen, die das Gebetbuch seiner verstorbenen Mutter verzierten, mußten die Kosten seines Aufenthaltes auf der Universität bestreiten, als sein Vater, der alte Lazarus van Geldern, durch einen Successionsprozeß mit einer verheirateten Schwester in große Armut geraten war; er, der von seinem Vater ein Vermögen geerbt hatte, von dessen Größe mir eine alte Großmutter so viel Wunderdinge erzählte. Das klang dem Knaben immer wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht, wenn die Alte von den großen Palästen und von persischen Tapeten und dem massiven Gold- und Silbergeschirr erzählte, die der gute Mann, der am Hofe des Kurfürsten und der Kurfürstin so viel Ehren genoß, so kläglich einbüßte.“

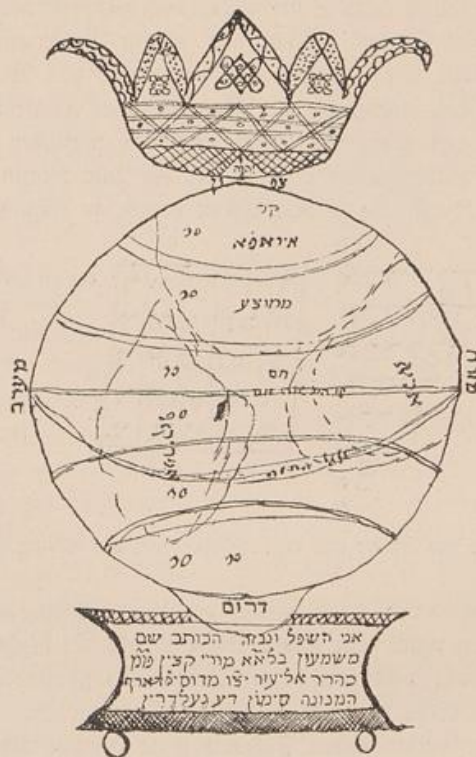


Amulett gegen das Fieber aus dem Reisetagebuch des Simon van Geldern.

An dem Gebetbuch der Mutter haftete der stille Segen, der einst von seiner Trägerin ausgegangen war. In ihrem Sohn blühte der Ruhm der Familie von neuem auf, Gottschalk van Geldern, Heines Großvater, lag seinen Studien an der Universität Duisburg unter Johann Leidenfrost ob. Im Januar 1752 verteidigte er vor der versammelten Fakultät seine Inauguraldissertation über die Krankheitserscheinung der Heiserkeit, die er dem Kurfürsten gewidmet hatte. Dann ließ er sich in seiner Heimatstadt nieder, wo er als Arzt wie als Mensch sich bald hoher Achtung zu erfreuen hatte.

Nicht so gut-erging es dem ersten Sohn des Lazarus van Geldern, Simon van Geldern, der im Charakter wie im Leben das volle Gegenbild zu seinem Bruder darstellt. Aber gerade weil aus der Mischung beider das Bild Heinrich Heines vor unsern Augen wie von selbst emportaucht, sind diese beiden Brüder Gottschalk und Simon van Geldern die interessantesten aus Heinrich Heines Ahnensaal. Simon ist zerfahren und flatterhaft, träumerisch und arbeitsscheu, Gottschalk gesammelt und von strenger Führung, nüchtern und emsig. Der eine ziel-

bewußt und ausdauernd, der andere planlos und sprunghaft. Heine hat in seinen Memoiren (VII. S. 391 ff.) seinem Großoheim Simon van Geldern, dem „Morgensländer“, ein Denkmal gesetzt. Dieses ist freilich nach den Erzählungen jener alten Mühlen und Basen entworfen, von denen er selbst sagt, daß sie der jungen Brut tagtäglich die alten Familienlegenden mit epischer Monotonie vorsangen. Wir



Globus aus dem Reisetagebuch des Simon van Geldern.

können dieses phantastische Bild nun auf historische Wahrheit zurückführen. Aber auch in dieser Form ist es noch merkwürdig, interessant und von poetischem Reiz. Ein Tagebuch des Mannes, das Heine in seinen Anabenjahren viel beschäftigt, hat sich erhalten. Ich habe es wiederholt gelesen und auf Grund dieser Lektüre Heines Angaben prüfen können.

In der That, Heine hatte recht, sein Großoheim muß ein sonderbarer Heiliger gewesen sein. Man kann ihn ohne weiteres zu den Schwärmern und Schwindlern des 18. Jahrhunderts zählen. Er befindet sich unaufhörlich auf Reisen und ist im

vor gethan hatte. Seine Dissertation über einige medizinische Grundfragen, die auch heute noch nicht gelöst sind, zeigt uns einen selbständig denkenden und begabten Kopf, der über die Probleme seiner Wissenschaft kühn und freimütig mit den Meistern von Fach den Kampf aufnimmt. Der Erfolg seiner Staatsprüfung lenkte rasch die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf ihn, so daß Karl Theodor den



Gottschalk van Geldern.

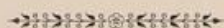
jungen Doktor zu seinem Leibarzt ernannte. Auch Simon van Geldern war ein fleißiger Student; wenn er aber trotzdem zu keiner Stellung gelangte, so lag dies an verschiedenen Verhältnissen, die sich der Erörterung entziehen. Das Nesthäkchen der Familie aber war Peierche, die am 27. November 1771 geboren wurde. Mit Stolz verweilte das Auge des gelehrten Vaters auf ihrer geistigen Entfaltung. Sie las ihm lateinische Abhandlungen vor und wußte ihn durch ihre Fragen in Erstaunen zu setzen. Philosophische Gedanken erfüllten ihren Geist, allen Offen-

barungen der Poesie lauschte ihr reiches Gemüt. „Ihre Vernunft und ihre Empfindung war die Gesundheit selbst“, sagt ihr Sohn mit Recht. Im 69. Lebensjahr, am 12. Oktober 1795, starb, allgemein betrauert, Gottschalk van Geldern in Düsseldorf. Sein Bild, das sich in einem noch blühenden Seitenzweig der Familie erhalten hat und gegenwärtig im Besitz des Herrn Dr. med. S. Apfel in Köln ist,



Joseph van Geldern.

zeigt ihn uns in der Galatracht seiner Zeit. Die Gesichtszüge sind geistvoll, klar und liebenswürdig; ein Zug von Ähnlichkeit mit den Jugendbildnissen Heinrich Heines erscheint mir unverkennbar. Auch das Bild Josephs van Geldern, der in jungen Jahren, am 25. April 1796, im Beginn seiner glänzenden Laufbahn nach kurzem Leiden hinweggerafft wurde, befindet sich im Besitz derselben Familie.



Es ist recht bedauerlich, daß wir über die Familie Heines väterlicherseits nicht so gut unterrichtet sind wie über die Familie van Geldern. Stand die väterliche Familie in jedem Falle hinter der mütterlichen an sozialem Rang und geistiger Bedeutung weit zurück, so wäre es doch von großem Interesse, den Stammbaum des Dichters auch nach dieser Richtung hin zu verfolgen. Sind auch alle, die Heinrich Heines Leben genau kennen, der Ueberzeugung, daß es wesentlich die Mutter gewesen ist, die auf sein Werden und Wachsen den wichtigsten Einfluß ausgeübt, so schwärmen gleichwohl, wenn wir die Jugendzeit des Dichters aufmerksam betrachten, die Gedanken immer wieder abwärts „nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne zuerst den Himmel vor ihm aufschloß“.

Seit Jahren war es daher mein unablässiges Bemühen, der Familiengeschichte Samson Heines (so hieß der Vater des Dichters) nachzugehen. Was ich darüber erkundet, habe ich in folgendem zusammengestellt. Es ist nur wenig, aber es führt uns doch immer auf die rechte Spur. Dies ist um so notwendiger, als Heine in seinen Memoiren um eines Wizes willen das Bild seines Großvaters leider arg entstellt hat. Zweimal nur erwähnt Heine in seinen Schriften den Großvater; das erste Mal in dem Wintermärchen „Deutschland“, also im Januar 1844, wo er seine Reise von Paris nach Hamburg schildert. Dort heißt es im Kapitel 19:

Zu Budeburg stieg ich ab in der Stadt,
Um dort zu betrachten die Stammburg,
Wo mein Großvater geboren ward;
Die Großmutter war aus Hamburg.

Er erzählt noch, daß ihm beim Abschied das halbe Fürstentum Budeburg an den Stiefelsohlen kleben geblieben sei und daß er „so lehmige Wege“ noch nie in seinem Leben gesehen habe. Zum zweitenmale gedenkt Heine seines Großvaters in den Memoiren, also am Abend seines Lebens. Er verteidigt sich dort gegen den Vorwurf seiner Feinde, daß er bei biographischen Mitteilungen sehr viel von seiner mütterlichen Familie, aber gar nichts von seinen väterlichen Sippen und Mägen gesprochen habe. Diese Gegner — ich weiß nicht, wer dieselben waren — bezeichneten solches als ein absichtliches Hervorheben und Verschweigen und beschuldigten ihn derselben eiteln Hintergedanken, die man auch „seinem seligen Kollegen“, Wolfgang Goethe, vorgeworfen habe. Heine verteidigt sich dann später und erklärt, es sei nicht seine Schuld, wenn er in seinen Schriften von einem väterlichen Großvater nie gesprochen habe. Er erzählt hierauf: „Die Ursache ist ganz einfach; ich habe nie viel von ihm zu sagen gewußt. Mein seliger Vater war als fremder Mann nach meiner Geburtsstadt Düsseldorf gekommen und besaß hier keine Auerwandten, keine jener alten Muhmen und Basen, welche die weiblichen Barden sind, die der jungen Brut tagtäglich die alten Familienlegenden mit epischer

Monotonie vorjingen, während sie die bei den schottischen Barden obligate Dudelsackbegleitung durch das Schnarren ihrer Nasen ersetzten. Nur über die großen Kämpfen des mütterlichen Clans konnte von dieser Seite mein junges Gemüt frühe Eindrücke empfangen, und ich horchte mit Andacht, wenn die alte Bräunle oder Brunhildis erzählte. Mein Vater selbst war sehr einsilbiger Natur, sprach nicht gern, und als ein kleines Bübchen, zur Zeit, wo ich die Werteltage in der öden Franziskaner-Klosterschule, jedoch die Sonntage zu Hause zubachte, nahm ich hier eine Gelegenheit war, meinen Vater zu befragen, wer mein Großvater gewesen sei. Auf diese Frage antwortete er halb lächelnd, halb unwirsch: »Dein Großvater war ein kleiner Jude und hatte einen großen Bart«. Heine erzählt dann noch, welche Prügel er vom Lehrer empfangen, als er tags darauf unter seinen kleinen Kameraden in der Schule durch die Mitteilung, daß sein Großvater ein kleiner Jude gewesen, welcher einen großen Bart gehabt, eine förmliche Revolution erregt habe. „Gesottene Rahe scheut den kochenden Kessel“, sagt das Sprichwort, und die Erinnerung an jene ersten Prügel hat Heine nie verlassen. Er empfand deshalb auch später keine große Neigung, „nähere Auskunft über jenen bedenklichen Großvater und seinen Stammbaum zu erhalten oder gar dem großen Publikum, wie einst dem kleinen, dahin bezügliche Mitteilungen zu machen“. Das ist alles, was wir von Heine selbst über seinen Großvater Heymann Heine erfahren.

Heymann Heine hieß eigentlich Chajjim Bückeburg. Die Juden hatten damals noch keinen Familiennamen, sondern pflegten sich nach ihrem Geburts- oder Wohnort zu nennen. Es ist zwar nachgewiesen, daß schon 1334 ein Jude in Straßburg den Namen Heyne geführt habe, aber es ist kaum nachzuweisen, wann und aus welchem Grunde die Familie des Dichters diesen Namen angenommen hat.

Es dürfte aber sicher selbst für weitere Kreise als die der Heinegemeinde von nicht gewöhnlichem Interesse sein, über den Ursprung dieses verbreiteten Namens die sehr interessanten und dankenswerten Aufklärungen zu vernehmen, die der berühmte Lexikograph Prof. Moriz Heyne in Göttingen mir in dem nachfolgenden Schreiben darüber gegeben hat:

Hochgeehrter Herr!

Die Formen Heine, Hein, schweizerisch auch Heini, sind Koseformen des Namens Heinrich und stehen neben ähnlicher Koseform Heinz wie Kuhne und Kunze, althochdeutsch Kuono und Kuonzo, zu dem Namen Konrad, althochdeutsch Kuonrat. Heine, Hein, Heinze (und auch Hinz) sind als oft gebrauchte und namentlich auch für niedrige Gesellschaftsschichten verwendete Eigennamen appellativ geworden, im Sinne von Burisch, Kerl, schweizerisch Bauer; Heinz (Hinz) oder Kunz gleich der und jener; Freund Hein, Gervater Hein, Bezeichnung eines nicht näher Genannten, wie Dingsda:

Mein, sage mir, warum die Fürsten zechten?
 Fragt Görgel den Gevatter Hein.
 Der lacht und spricht: Wenn sie wie wir gedächten,
 Sie stellten alle Händel ein.
 Wenn sie, wie wir, nur oft zusammen zechten,
 Sie würden Freund' und Brüder sein,

lautet ein Epigramm Hagedorns. Sein auch der Name vom Tod und vom Teufel; namentlich seit dem 18. Jahrhundert ist Freund Hein im ersten Sinne litterarisch bekannt. In der Schweiz Heini auch gleich Storch, als Kinderbringer Freund des Hauses. Aus alledem geht die vielfältige Verwendung der Koseform hervor.

Niederdeutsch nun gilt für Heinrich Hênrich, Henrich, und für Heine Hêne; die Form Hêno (mit niederdeutscher Zusammensetzung des Diphthongen ei) ist bereits in einem Werdener Heberregister des 9. Jahrhunderts zu belegen. Viktor Hehn scheint auch in seinem Namen diese niederdeutsche Form zu tragen. In Gegenden, wo das Hochdeutsch auf die plattdeutsche Mundart drückte, liefen Hêne und Heine (Heyne ist bloße Schreibvariante) so nebeneinander, daß letzteres den vornehmeren Klang hatte und im Gebrauche den Sieg behielt.

Wenn nun der Großvater des Dichters Heine mit Vornamen eigentlich Chajjim hieß, so lag die Aenderung dieses fremd klingenden Wortes zu Heimann außerordentlich nahe; nicht anders hat ja auch Steinthal mit seinem gleichen Vornamen verfahren. Heimann aber ist für deutsches Bewußtsein gekürzte Form von Heinemann, und das letztere wieder hypokoristisch neben Heine gebraucht, gerade wie volksmäßig Lude und Ludemann nebeneinander gebrauchte Formen von Ludwig sind. So ist es mir wahrscheinlich, daß der Großvater Heines eine volksmäßige Umformung seines Vornamens als Geschlechtsnamen angenommen hat; er konnte das um so unauffälliger thun, als, wie gezeigt, diese Form eine so weit verbreitete und der Bedeutung nach so farblose geworden war.

Mit ergebenstem Gruße und in der Hoffnung, daß diese Darlegung auf Ihre Anfrage einigermaßen genüge,

Ihr

Göttingen, 23. April 1899.

M. Heyne.

Chajjim Bückeburg wurde in der kleinen Residenzstadt Bückeburg als der Sohn von David Simon Bückeburg geboren. Wir wissen über ihn nur wenig; wir können aber die Vermutung, daß Heymann Heine „außer seinem großen Barte“ sehr rühmliche Eigenschaften besessen und sehr respektabel gewesen sein muß, durch verschiedene Thatfachen bestätigen, die zu Gunsten des Mannes sprechen. Das Stammhaus der Familie steht noch; es ist das jetzige Gasthaus „Zur Falle“ in der Langenstraße. David Simon Bückeburg zog später mit seiner Familie nach Hannover, und dort spielte er bald als ein reicher und wohlthätiger Mann innerhalb der jüdischen Gemeinde eine angesehene Rolle. Er starb am 21. August 1744 daselbst.

Sein Sohn Chajjim Bückeburg trat in die Fußtapfen seines Vaters. Am 1. Januar 1762 wurde der daselbst noch heute bestehende Wohlthätigkeitsverein von 18 Männern begründet; unter diesen 18 Männern, die zweifellos die angesehensten der ganzen Gemeinde waren, befindet sich auch Chajjim Bückeburg, der am 18. September 1780 dort gestorben und auf dem alten Judentkirchhof begraben liegt. Der Grabstein (Reihe 25, Grab Nr. 304) ist noch vorhanden,



Das Stammhaus der Familie Heine in Bielefeld.

jedoch ganz verwittert, und aus der mir von Herrn Seminardirektor Knoller gütigst übermittelten Abschrift entnehme ich folgende Thatfachen. Heymann war ein frommer und wohlthätiger Mann, der an jedem Morgen und an jedem Abend einer von den ersten zehn war, die im Gotteshause erschienen. Mit Eifer lag er dem Studium der Heiligen Schrift ob und während seines ganzen Lebens hat er nie einen Armen von seinem Tisch weggehen lassen. Sein heißestes Streben ging darauf hin, seine Söhne in die Gebote Gottes und auf die Wege des Rechts zu führen. Chajjim Büdeburg war in erster Ehe mit Edel, der Tochter von Lefer Gans verheiratet; diese Familie war ebenfalls eine der angesehensten nicht nur in Hannover, sondern in ganz Deutschland. In den von Professor David Kaufmann herausgegebenen Memoiren der Glückel von Hameln, deren Sohn selbst in diese Familie hineingeheiratet hatte, ist mancherlei Interessantes über sie zu finden. Das Interessanteste für uns freilich ist die Thatfache, daß sie durch Bande des Blutes mit der Familie van Geldern verwandt waren, so daß Heines Vater und Mutter Verwandte gewesen sind, wahrscheinlich ohne daß sie es gewußt haben. Auch Edel Büdeburg war eine fromme und wohlthätige Frau. Sie starb am 17. Februar 1757.

Ein Zweig der Familie Heine hat sich auch später noch in Büdeburg erhalten und war in den vierziger Jahren dort in einflußreicher Stellung als Hofbankiers des Fürsten. Man findet den Namen Heine noch auf den Büdeburger 25-Thalerlosen. Der Hofbankier Levi Heine und dessen Bruder Lazarus Heine waren die Vettern des Dichters. Anfangs der fünfziger Jahre kam es zum Bruch zwischen ihnen und dem Fürsten von Büdeburg, und sie flohen bei Nacht und Nebel aus dem Fürstentum, was wohl nicht allzulange gedauert haben mag. Entel Heymann Heines waren auch die beiden Bankiers Michael und Armand Heine, von denen der erstere noch in Paris lebt und vor einigen Jahren anläßlich des auf seinem Grundstücke entstandenen Bazarbrandes viel von sich reden machte. Beide lebten eine Zeit lang in Neu-Orleans. Die Tochter von Armand Heine war zuerst mit einem Herzog von Richelieu vermählt und ist gegenwärtig die Gattin des Fürsten von Monaco. Der Weg der Familie Heine führt also von Büdeburg über Amerika nach Paris und Monaco.

Nach dem frühen Tode seiner ersten Gattin verheiratete sich Chajjim Büdeburg zum zweiten Male mit einem jungen Mädchen aus einer sehr angesehenen Familie in Altona. Die Großmutter Heines, von der er uns selbst erzählt, daß sie eine außerordentlich schöne Frau und einzige Tochter eines Bankiers in Hamburg gewesen, der wegen seines Reichthums weit und breit berühmt war, hieß ursprünglich Mathe Eva Popert. Sie war die zweite Tochter (nicht die einzige, wie Heine schreibt) des wohlhabenden Kaufmanns Meyer Samson Popert. Die ältere, Zette,

heiratete den ebenfalls mit Glücksgütern gesegneten Kaufmann Bendix Schiff in Altona, während die jüngere von Heymann Heine in sein Haus nach Hannover geführt wurde. Adolf Strodtmann behauptet in seiner Heinebiographie (Bd. 1, S. 1), daß Heymann Heine „minder mit Glücksgütern gesegnet“ gewesen sei, daß er in Altona gelebt habe und erst mit seiner jungen Frau nach Hannover gezogen sei. Strodtmann hat diese Mitteilungen von Dr. Hermann Schiff, der sie in seine kleine Schrift: „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus“ (S. 6) hineinbrachte, aber selbst wohl niemals darauf Anspruch gemacht hat, als historische Quelle zu gelten. Er nennt sogar den Namen des Mannes falsch, nämlich „Lob Heine“. So kann man denn auch annehmen, daß jene beiden Behauptungen falsch sind. Die Familie Popert war in Altona eine sehr angesehenen, und sie hätte ihre zweite Tochter sicher nicht einem armen Händler, wohl aber dem Sohne einer so angesehenen Familie in Hannover gegeben.

Es ist recht interessant, daß eines der ältesten Mitglieder der Familie, Samuel Popert aus Koblenz, ein armer Halblitterat und humoristischer Schriftsteller war, der zugleich der erste Begründer einer hebräischen Druckerei zu Altona gewesen ist. Er tritt uns zunächst in einem eigentümlichen Schriftentkreis entgegen. Es ist vielleicht in weiteren Kreisen nur wenig bekannt, daß der Humor, dieser treue Freund des Elends, die Juden während des Mittelalters auch im Ghetto nicht verlassen hat. Es existiert eine ganze Litteratur, die neben dem großen Schrifttum einhergeht und die sich bis ins frühe Mittelalter verläuft. Sie ist im sogenannten Judenteutsch geschrieben und enthält zuvörderst deutsche Versionen aus Bibel und Gebetbuch, dann Erbauungsbücher, aber auch Geschichten, Romane, Possen und Gedichte. Den Mittelpunkt dieser judenteutschen Schriften bildet das Purimfest, der Karneval der Juden, an dem sie sich wenigstens einmal im Jahre durch Laune und Wit für die Sorge, die ihr Leben beherrschte, entschädigten. Es existiert eine ganze Reihe von kleinen Schriften und Pamphleten, die diesem Feste gewidmet sind. Dazu gehört auch eine berühmte Disputation zwischen einem Lehrer und zehn Schülern, wie und auf welchem Baume der persische Minister Haman, der große Judenfeind, gehängt werden mußte. Dieses Schriftchen gab Samuel Popert 1715 in Hamburg mit einer jüdisch-deutschen Uebersetzung unter neuem Titel heraus, mit der Bemerkung, daß er im Purimmonat Adar geboren, also zur Abfassung dieser Reime besonders geeignet sei. Auch eine Ausgabe der „Rolle des Antiochus“ gab er mit einem Chronostichon „Schütze uns vor Armut“ und dem Motto heraus:

„Es drückt mich, darum druck' ich;
Was mich drückt, ist Gott bekannt,
Samuel Popert bin ich genannt.“

Ein Ahne Heinrich Heines ist also bereits ein humoristischer Poet gewesen.

kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu der Großmutter des Dichters zurück. Sie wurde früh Wittwe und zog mit sechs Kindern, sämtlich Knaben im zartesten Alter, nach Hamburg, wo sie sich mit ihrem Schwager Bendix Isaak Schiff, dessen Gattin ebenfalls früh gestorben war, später vermählte. Dort ist sie am 9. April 1799, ebenfalls nicht sehr hochbetagt, gestorben. Heine erzählt in seinen Memoiren folgendes von ihrer Schönheit: „Im Schlafzimmer meines Oheims Salomon Heine zu Hamburg sah ich einst das Porträt der Großmutter. Der Maler, der nach Rembrandtscher Manier nach Licht- und Schatteneffekten haschte, hatte dem Bilde eine schwarze, klösterliche Kopfbedeckung, eine fast ebenso strenge, dunkle Robe und den pechdunkelsten Hintergrund erteilt, so daß das vollwangige, mit einem Doppelfinn versehene Gesicht wie ein Vollmond aus nächtlichem Gewölk hervorschimerte. Ihre Züge trugen noch die Spuren großer Schönheit, sie war zugleich milde und ernsthaft, und besonders die Morbidezza der Hautfarbe gab dem ganzen Gesichte einen Ausdruck von Bornehmheit eigentümlicher Art; hätte der Maler der Dame ein großes Kreuz von Diamanten vor die Brust gemalt, so hätte man sicher geglaubt, das Porträt irgend einer gefürsteten Aebtissin eines protestantischen adeligen Stiftes zu sehen.“

Es ist schade, daß dieses Bild sich nicht erhalten hat. Nur im Vorbeigehen will ich kurz bemerken, daß einer Familientradition zufolge auch in der bekannten Schönheitsgalerie des Königs Ludwig I. zu München das Bild einer Dame aus dem Hause Heine (Anna Raulla) sich befindet.

Die Ehe Heymann Heines war eine mit Kindern reich gesegnete. Mathe Eva gebar ihrem ersten Manne sechs Söhne und zwei Töchter. Die beiden Mädchen starben früh, von den sechs Söhnen (Isaak, Samson, Salomon, Meyer, Samuel und Herz) sind nur drei bekannt geworden, Isaak, Samson, Salomon. Der älteste Sohn Isaak, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, wanderte anfangs des Jahrhunderts nach Frankreich aus und etablierte sich in Bordeaux, wo er sich mit einer Französin verheiratete und am 16. Oktober 1828 mit Hinterlassung eines ansehnlichen Vermögens gestorben ist. Zwei seiner Söhne sind eben jene vorhin schon genannten Bankiers Armand und Michel Heine, die früheren Chefs des bekannten Bankhauses Oppenheim & Fould. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß alle diese Verwandten sich zu Heinrich Heine während seines ganzen Lebens sehr wenig freundlich gestellt haben.

Salomon Heine war der weltberühmte Hamburger Bankier, der ebenso durch seinen Reichtum wie durch seine Wohlthätigkeit, aber auch durch das Verhältnis zu seinem Neffen eine gewisse Popularität erlangt hat. Obwohl Salomon Heine der später Geborene war, so will ich doch hier zunächst über ihn einiges mitteilen, was sich natürlich nur auf die Jugendzeit beziehen kann, da seine fernere Lebens-

geschichte ja wiederholt dargestellt worden ist. Salomon Heine wurde am 19. Oktober 1767 geboren. In allen Biographien wird darauf hingewiesen, daß er der Sohn armer Eltern war, welche unermögend gewesen seien, seinen unverkennbaren geistigen Anlagen die nötige Ausbildung zu gewähren. Das erstere mag richtig sein, das letztere stimmt jedoch nicht zu den erhaltenen Traditionen. Es scheint,



Salomon Heine.

als ob man die traurige Jugend als Folie für die spätere große Entwicklung des Hamburger Bankiers habe benutzen wollen. Er selbst war übrigens, wie ich genau weiß, sehr böse über den Satz, der in all seinen Lebensgeschichten regelmäßig wiederkehrte: „So kam es, daß Heine in seinem 17. Jahre mit einem Kapital von 16 Groschen und einem Paar ledernen Beinkleidern die Vaterstadt verließ, um sich nach Hamburg zu begeben und daselbst sein Glück zu versuchen“. Die erste Epoche in seinem Geschäftsleben bestand im Umhertragen von Wechseln. Wenn dann weiter erzählt wird, daß ihm „in dem damals sehr angesehenen Popertschen

Karpeles, G., Heinrich Heine.

Bankgeschäfte eine bessere Stellung übertragen wurde“, so hat man gewiß nicht gewußt, daß die Leiter dieses Geschäfts eben seine nächsten Verwandten waren. Im Jahre 1797 begründete Salomon Heine mit seinem Freunde M. Hedßcher das große Wechsel- und Bankhaus, welches den Grundstein zu seiner späteren finanziellen Größe legte. Das Haus bestand bis zum Jahre 1818, wo die Verbindung aufgelöst ward und Heine mit einem Vermögen von mehr als einer Million Thalern als alleiniger Chef an der Spitze verblieb. Seine fernere Lebensgeschichte ist bekannt; er starb am 23. Dezember 1834.

Wir kommen jetzt zu Heinrich Heines Vater. Samson Heine wurde am 19. August 1764 ebenfalls zu Hannover geboren. Aus seiner frühesten Jugend wissen wir absolut nichts. Nicht in gleichem Maße wurde er vom Glücke begünstigt wie sein älterer und sein jüngerer Bruder. Auch er kam in frühester Jugend nach Altona und Hamburg, wo er die erste kaufmännische Vorbildung erlangte. Schwer zu vereinigen sind mit diesen Thatfachen die Mittheilungen des Dichters in seinen Memoiren, die sein Bruder Maximilian und seine Nichte, die Fürstin della Rocca, bestätigen, daß Samson Heine sich in seiner Jugend „in hannoverschen Dienstverhältnissen befunden habe“. Heine erzählt dort: „Im Gefolge des Prinzen Ernst von Cumberland befand sich mein Vater zu Anfang der französischen Revolution und machte den Feldzug in Flandern und Brabant mit in der Eigenschaft eines Proviantmeisters oder Kommissarius oder, wie es die Franzosen nennen, eines officier de bouche; die Preußen nennen es einen »Mehlwurm«. Heine erzählt dann weiter, daß das eigentliche Amt des blutjungen Menschen das eines Günstlings des Fürsten gewesen sei, und daß aus jener Feldzugsperiode manche bedenkliche Liebhabereien stammten, die ihm die Gattin in späteren Lebensjahren nur schwer abgewöhnen konnte, nämlich die Vorliebe für den Soldatenstand, für das Spiel und das Theater, für Pferde und Hunde.

Ich glaube fast, daß der Dichter den Erzählungen jener alten Muthen und Basen, die er die weiblichen Barden nennt, in der Schilderung der Lebensgeschichte seines Vaters allzutreu gefolgt ist. Auch mag ihn das Pastellbild des Vaters, welches diesen als jungen Menschen in roter Uniform darstellte, ein Bild, das in den dreißiger Jahren während einer Feuersbrunst bei der Mutter verloren gegangen, zu dieser Annahme verleitet haben, die aber mehr als unwahrscheinlich ist. Während der französischen Okkupation in Düsseldorf war Samson Heine Armeelieferant, später diente er bei der Bürgerwehr, und in dieser Uniform hat er sich wohl damals malen lassen. Heine hat dieses Bild im Gedächtnis behalten und etwa fünfzig Jahre später nach der Erinnerung geschildert.

In jedem Fall hat Samson Heine eine bewegte Jugend verlebt. Er war bereits 32 Jahre alt, als er zum ersten Mal an einem Julimorgen des Jahres 1796 in

die von Franzosen besetzte Stadt Düsseldorf einzog. Wenn man den Mittheilungen seines Sohnes glauben darf, wozu ich in diesem Falle nicht raten möchte, brachte er zwölf der schönsten Gänse mit, deren er sich erst nach seiner Verheirathung, auf ausdrücklichen Wunsch seiner jungen Gattin, entäußerte, die ihm vorstellte, daß dieses vierfüßige Kapital zu viel Hafer fresse und gar nichts eintrage. Viel glaubwürdiger erscheinen die Mittheilungen von Zeitgenossen, daß er auf einer einfachen Geschäftsreise mit Empfehlungsbriefen von Hamburg nach Düsseldorf gekommen sei. Keinesfalls erregte aber das Erscheinen des jungen Mannes irgend welches Aufsehen, obwohl er ein hübscher, stattlicher Mann von lebhaftem Temperament und warmem Herzen, wenn auch nicht mit hervorragenden Geistesgaben ausgestattet war. Nur in einem Hause erregte sein Erscheinen wirklich Aufsehen, nämlich in dem Hause van Geldern, das durch den Tod des Doktor Joseph van Geldern eben erst in tiefe Trauer versetzt worden war. In diesem Hause, das vor kurzem noch das angesehenste in der jüdischen Gemeinde zu Düsseldorf gewesen, lebten jetzt nur noch Simon van Geldern und seine beiden Schwestern Peira und Johanna. Peira war schön und anmutig, gebildet und geistvoll, der Liebling der ganzen Familie und aller ihrer Freundinnen. In ihrer Jugend hatte sie schwere Tage gesehen. Das Vorbild des Vaters und der Brüder hatte mächtig auf sie eingewirkt; ein tapferes Herz und ein heller Geist war ihr verliehen worden. Früh ward sie des Vaters Beistand und seine Stütze. Die ersten Schicksalsschläge ihres Lebens waren der plötzliche Tod des Vaters und ein Jahr darauf der Tod des Bruders Dr. Joseph van Geldern. „Damals wurde“, wie sie einer Freundin schrieb, „der Tod das Lebensbild meiner Phantasie und der einzige Ruhepunkt für meinen müden Geist . . . Als mein unvergeßlicher Vater starb, war ich untröstlich, und als mein unvergeßlicher Bruder starb, dankte ich Gott, daß mein Vater meines Bruders Tod nicht erlebt hatte. Freilich muß man tief gesunken sein, wenn einem sein vergangenes Unglück sein gegenwärtiger Trost wird.“

Aber Betty van Geldern war noch ein anderer Trost beschieden. Sie, die bisher alle Freier abgewiesen und unvermählt bleiben wollte, wurde im selben Jahre die liebende Braut Samson Heines. Ende August des Jahres 1796 scheinen sie schon verlobt zu sein; bald darauf ging Samson Heine wieder nach Hamburg zurück. Inzwischen hatte Betty viele Schwierigkeiten, welche sich der Schließung dieses Ehebundes entgegenstellten, zu überwinden. Ihr Verlobter war völlig mittellos, und deshalb stieß seine Wahl bei den Ältesten der damals noch kleinen Gemeinde auf energischen Widerspruch. Sie weigerten sich, ihm das zur Verheirathung notwendige Niederlassungsrecht zu geben. Peira hatte heftige Kämpfe, namentlich mit den Rabbinern Salomon und Abraham Scheuer zu bestehen. Sie mußte sich sogar an die Regierung wenden und erwirkte in der That den Befehl, daß man ihrem

Bräutigam anfangs November 1796 das Niederlassungsrecht ausstellte. Sie konnte also in einem Schreiben vom 8. jenes Monats ihrer Freundin Händelche Israel in Wesel berichten: „Ich habe völlig über meine Feinde gesiegt, und ich bin schon so viel von Ihrer Freundschaft überzeugt, daß ich sicher weiß, daß Sie sich mit mir darüber freuen. Liebe Freundin, hätten Sie aber wohl gedacht, daß ich mir durch meine Verlobung so viel Feinde machen würde? Doch mein Heine entschädigt mich reichlich durch seine Liebe und Treue für alles.“ Schon nach diesem Briefe wäre es kaum zu bezweifeln, daß die Hochzeit des jungen Paares zu Anfang des folgenden Jahres gefeiert wurde. Es ist dies für die Frage, ob Heinrich Heine im Jahre 1797 geboren wurde, von großer Wichtigkeit. Ich bin in der Lage, dokumentarisch nachweisen zu können, daß diese Hochzeit bestimmt zwischen dem ersten und fünften Februar 1797 stattgefunden hat. Unter verschiedenen Schriftstücken, die ich der Güte eines Urentkels von Heines Tante Brunella verdanke, befinden sich zwei für diese Frage entscheidende Dokumente. Das eine ist eine Vereinbarung mit der Schwester Brunella und ihrem Gatten Abraham Samuel über die Erbschaft des Vaters, derzufolge jene Schwester ein für allemal abgefunden wurde (siehe erste Beilage). Dieses Schriftstück ist datiert vom 31. January 1797 und unterzeichnet:

Samson Heine, als Breitgam.

Betty van Geldern, als Braut.

Abraham Samuel im Namen meiner und meiner Ehefrau.

Bronelle van Geldern.

Johann van Geldern.

S. G. van Geldern.

Das zweite Dokument über die Teilung der Erbschaft, von Samson Heine unterzeichnet, spricht bereits ausdrücklich von Peierle van Geldern und resp. „ihrem Ehemann Samson Heine“, als Mitkontrahenten. Es ist vom „5. February 1797“ datiert. Die Hochzeit Samson Heines hat also zwischen dem ersten und fünften Februar 1797 stattgefunden. Es ist aber nun mehr als wahrscheinlich, daß am 13. Dezember desselben Jahres zum ersten Mal in das kleine einstöckige Haus in der Volkerstraße Nr. 602 der Kindersegen einzog, und es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß dieses Kind den weltberühmten Namen Harry Heine getragen hat. Wahrscheinlich hat er außerdem nach der Sitte jener Zeit, dem Erstgeborenen des Großvaters Namen beizulegen, den hebräischen Vornamen Chajjim erhalten, wie sein Bruder Gustav nach dem Großvater mütterlicherseits Gottschalk genannt wurde.

In diesem Hause hatte Samson Heine ein Tuch- und Manufakturwarengeschäft etabliert. Schon zu Anfang des Jahres hat „Samson Heine aus Hamburg“ in der „Düsseldorfer Zeitung“ bekannt gemacht:

„daß er Bolkerstraße, neben dem roten Kreuz, wohne, und daß dort außer den Waren, welche in seiner Boutique auf dem Markt zu verkaufen wären, noch verschiedene andere neumodischen Waren billig zu haben sind.“

In einem alten Bürgerverzeichnis wird er „Jud Heene“ genannt. In der ersten Zeit scheint sein Geschäft gut gegangen zu sein, denn 1809 kaufte er das gegenüberliegende Haus in der Bolkerstraße Nr. 42, wohin er auch sein Geschäft verlegte. Er hatte dasselbe versatzweise von dem Kaufmann Theodor van Els erworben. Es ist übrigens nicht uninteressant, daß Heinrich Heine auch einmal als Eigentümer des Hauses „zum Papagen“ in der Flingerstraße genannt wird.

Das Bild, das Heine von seinem Vater in den nachgelassenen Memoiren entwirft, ist — man kann es heute wohl offen sagen — ein ziemlich falsches, was das äußere Leben betrifft, desto zutreffender aber, soweit es die Charaktereigentümlichkeiten jenes Mannes in objektiver Weise schildert. Was Heine nicht erwähnt, ist die nunmehr feststehende Thatsache, daß Samson Heine in jungen Jahren noch ziemlich orthodox war und alle religiösen Zeremonien mit großer Peinlichkeit beobachtete. Heine hat das nicht erwähnt, weil es schlecht zu den Pferden, Jagdhunden, Schauspielerinnen und Stallmeistern stimmte, mit denen er seinen Vater ausstattete. Die grenzenlose Lebenslust lag wohl noch im Keime, der Frohsinn und die rosigte Laune kamen aber damals schon öfter zur Geltung; gleichwohl war in seinem Gemüte nicht beständig Airmes. Aus den Akten der „Gesellschaft zur Ausübung menschenfreundlicher Handlungen und zum Rezitieren der Psalmen“, die in Düsseldorf 1797 gegründet worden, eines frommen Vereins, dem sicher nur die Frömmsten angehörten und in dem wohl auch nur die Angesehensten zu Vorstehern erwählt wurden, wird Samson Heine als der erste dieser Vorsteher genannt. Die Aufgabe der Vorsteher wie der Mitglieder war die freiwillige Krankenpflege und das Rezitieren von Psalmen bei Kranken und Sterbenden. Wie stimmt dazu das Bild, das Heine von seinem Vater aus dieser Periode entwirft?

Später wurde er allerdings durch seine aufgeklärte Gattin immer mehr aus jenen Kreisen entfernt. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts hält er sich schon zu den Aufklärern innerhalb seiner Glaubensgenossenschaft, ja er hatte sich sogar in die Loge „Zur Morgenröte“ in Frankfurt a. M. aufnehmen lassen. Im Jahre 1804 finden wir Samson Heine mit einem Beitrag unter den Männern verzeichnet, die die Begründung einer deutschen Schule, des sogen. Philanthropins in Frankfurt a. M. unterstützten. Dies war schon ein bedeutender Fortschritt. Indes blieb Heine doch immer eine religiöse Natur. Heinrich Heine erzählt am Schlusse seiner Memoiren, daß sein Vater ihm einmal wegen Gotteslästerung eine große Standrede hielt, die längste, die er wohl je gehalten. Sie lautete folgendermaßen: „Lieber Sohn! Deine Mutter läßt dich beim Rektor Schallmeyer Philosophie studieren. Ich meines-

teils liebe nicht die Philosophie, denn sie ist lauter Aberglauben, und ich bin Kaufmann und habe meinen Kopf nötig für mein Geschäft. Du kannst Philosoph sein, so viel du willst, aber ich bitte dich, sage nicht öffentlich, was du denkst, denn du würdest mir im Geschäft Schaden, wenn meine Kunden erführen, daß ich einen Sohn habe, der nicht an Gott glaubt; besonders die Juden würden keine Belveteens bei mir kaufen und sind ehrliche Leute, zahlen prompt und haben auch recht, an der Religion zu halten. Ich bin dein Vater und also älter als du und dadurch auch erfahrener. Du darfst mir also aufs Wort glauben, wenn ich mir erlaube, dir zu sagen, daß der Atheismus eine große Sünde ist". Bei diesem einfachen Glaubensbekenntnis ist Samson Heine aber bis zu seinem Lebensende verblieben.

Nach allem, was wir von Samson Heine wissen, dürfen wir wohl annehmen, daß Heine gerade von ihm die „Frohnatur“, von der Mutter dagegen „des Lebens ernstes Führen“ hatte. Der Vater stand vielleicht seinem Herzen ferner, und er hat auch wohl wenig von ihm geerbt; indessen treten doch, wenn man genauer zusieht, manche Eigentümlichkeiten scharf hervor. Ich habe schon wiederholt darauf hingewiesen, daß das Charakterbild Samson Heines von seinem Sohne in dessen Memoiren sehr treu geschildert worden. Jeder Auszug würde dieses Bild beeinträchtigen. Auch in einem anderen Memoirenfragment hat Heine in seltsamer Poetenlaune seinen Vater geschildert, nämlich in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“. Dort schreibt er: „Mein Vater war die gütigste Seele von der Welt und war lange Zeit ein wunderschöner Mann; der Kopf gepudert, hinten ein niedlich geflochtenes Zöpfchen, das nicht herabhing, sondern mit einem Rämmchen von Schildkröte auf dem Scheitel befestigt war. Seine Hände waren blendend weiß, und ich küßte sie oft. Es ist mir, als röche ich noch ihren süßen Duft, und er dränge mir stehend ins Auge. Ich habe meinen Vater sehr geliebt; denn ich habe nie daran gedacht, daß er sterben könne“.

In geistiger Beziehung war Samson Heine sicher unbedeutend. Er war ein ehrfamer Bürger, ein gutherziger Mensch, aber geistiges Streben und Nachdenken war seine Sache gewiß nicht. Merkwürdig ist seine eifrige Verehrung Napoleons, in dem die rheinischen Juden seiner Zeit den hochersehten Befreier begrüßten. Durch ihn erhielten sie ihre Gleichstellung und vielfache Erleichterungen im Handel und Verkehr. Die Mutter dagegen war eine begeisterte deutsche Patriotin, der die Erniedrigung des Vaterlandes den größten Schmerz bereitete. Der Vater jedoch war ein glühender Verehrer der Franzosen, und es ist deshalb kein Wunder, daß Heine schon im Vaterhause die Liebe für die Franzosen und die glühende Verehrung für Napoleon einatmete. Noch nach Jahrzehnten pflegte Samson Heine, wenn man gegen Napoleon loszog, seufzend zu sagen: „Gott gebe, wir hätten ihn noch!“ Selbst Maximilian Heine erzählt in seinen Memoiren verschiedene Scherze

über die geistigen Fähigkeiten seines Vaters. Imponiert hat er also seinen Kindern in keinem Falle, aber sie liebten ihn wegen seiner Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit.

Gerade diese Eigenschaften waren es aber auch, die Samson Heine, obwohl er beständig rechnete, doch in seinem Geschäfte zurückbrachten. Später ging die Gutmütigkeit in Leichtsin, die Freigebigkeit in Verschwendungssucht über. Im Jahre 1810 sehen wir ihn einer Millionenerbschaft nachjagen. In den Briefen, die darüber noch erhalten sind, atmet ein wahrhaft kindliches und fröhliches Gemüt, aber auch ein gewisser Leichtsin. Selbstverständlich war die Millionenerbschaft des reichen Vaters ein Phantom. Im Jahre 1813 finden wir ihn als Hauptkollekteur der Großherzoglich Bergischen Klassenlotterie wieder, aber auch in diesem Amte scheint er nicht reüssiert zu haben. Als Heine 1819 die Universität Bonn bezog, waren die Geschäfte seines Vaters nach eigenem Bericht nicht in günstigem Zustande, und die Mutter mußte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werte, verkaufen, um ihm das Auskommen für die ersten Universitätsjahre zu sichern.

Zu Ostern 1820 gab Samson Heine seine Geschäfte völlig auf und übersiedelte nach Oldesloe im südöstlichen Holstein. Daß er „eines Tages mit Hinterlassung leerer Schachteln das Weite gesucht habe“, ist aber eine Unrichtigkeit. Die Abreise geschah in voller Deffentlichkeit, und nachdem Salomon Heine alles für seinen Bruder geordnet hatte. Aber in Oldesloe wohnte die Familie nur kurze Zeit. Im Frühjahr 1822 zog sie nach Lüneburg, wo wiederum Salomon für die Familie seines Bruders am Marktplatz den zweiten Stock jenes altertümlichen Hauses mietete, das einst in der Geschichte Lüneburgs eine bedeutende Rolle spielte und in dem der berühmte Schauspieler Ethof zuerst die Bühne betreten haben soll.

Dort lebte Samson Heine bis zum Sommer 1828, dann übersiedelte er nach Hamburg, wo sein zweiter Sohn Gustav ein Speditions- und Produktengeschäft begründet hatte. In dessen Hause erlag er am 2. Dezember desselben Jahres den Folgen eines Nervenschlags und wurde am 5. desselben Monats auf dem israelitischen Friedhof zu Altona beerdigt. Der schlichte Denkstein auf seinem Grabe trägt die Inschrift:

Nun liege ich und schlafe, erwache
Einst, denn der Herr erhält mich.
Hier ruhet
Samson Heine
Aus Hannover
Gestorben im 64. Jahre
Seines Alters, den 2. Dezember 1828.
Ruhe sanft, edle Seele.

Pl. 3. B. 6.

Die Verhältnisse der Familie mußten auch zu jener Zeit nichts weniger als glänzend gewesen sein, da die Kosten des einfachen Begräbnisses, wie aus den noch vorhandenen Gemeinderrechnungen hervorgeht, von Salomon Heine gedeckt wurden. Heine erhielt die Nachricht von der lebensgefährlichen Erkrankung seines Vaters auf seiner italienischen Reise in Venedig. Er hatte ursprünglich die Absicht, nach Rom zu gehen, aber in Florenz befiel ihn plötzlich eine so glühende Sehnsucht nach seinem Vater, daß er sich eiligst auf den Heimweg begab. In Venedig empfing er den Brief seines Bruders, daß er bei Textor Näheres erfahren werde. Als er dort ankam, war der Vater tot. Noch ein Jahr später erzählt er seiner angebeteten Freundin, Friederike Robert in Berlin, daß er wie zur Selbstverspottung gerade damals die glänzendste Zeit seines Lebens beschrieben, jene Zeit, wo er beerauscht von Uebermut und Liebesglück auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte und große Heldenthaten träumte, wodurch sein Ruhm sich über die ganze Erde verbreiten würde, bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer des Abends am Herde von ihm erzählen sollte. Dann fügte er mißmutig hinzu: „Jetzt wie bin ich zahm geworden seit dem Tode meines Vaters! Jetzt möchte ich auf so einer fernen Insel das Kätzchen sein, das am warmen Herde sitzt und zuhört, wenn von berühmten Thaten erzählt wird“. Als Heine nach längerer Zeit wieder einmal nach Lüneburg kam, sprach er mit seinem Freunde Rudolf Christiani nur von dem Vater, und einmal sagte er: „Ja, ja! Da reden sie von einem Wiedersehen in verklärter Lebensgestalt. Was thue ich damit? Ich kenne ihn in seinem alten braunen Ueberrocke, und so will ich ihn wiedersehen. So saß er oben am Tische, Salzfaß und Pfefferdose vor ihm, das eine rechts, das andere links, und wenn wieder die Pfefferdose rechts stand und das Salzfaß links, so stellte er das um. Im braunen Ueberrock kenne ich ihn, und so will ich ihn wiedersehen“. Und zu Adolf Stahr sagte er noch 30 Jahre später: „Ich habe den Verlust meines Vaters jahrelang nicht begreifen und nie verschmerzen können. Er war von allen Menschen derjenige, den ich am meisten auf dieser Erde geliebt habe“.

Die Mutter des Dichters, Betty Heine, blieb nach dem Tode ihres Gatten bei ihrer Tochter in Hamburg. Sie erhielt seitdem von Salomon Heine eine jährliche Rente von 1000 Mark Banco, deren Fortdauer bis an ihr Lebensende ihr testamentarisch gesichert war. Sie überlebte nicht nur ihren Mann, sondern auch ihren geliebtesten Sohn. Ihre letzte Ruhe fand sie nicht neben ihrem Gatten, sondern auf dem inzwischen neuerrichteten israelischen Friedhof in Hamburg. Ein einfacher Sandstein bezeichnet ihr Grab, der auf der Vorderseite die Inschrift trägt: „Hier ruhet Betty Heine geb. van Geldern, geb. zu Düsseldorf den 27. November 5531, gest. den 3. September 5619“. Auf der Rückseite ist das Geburts- und Sterbe-

jahr nach der bürgerlichen Zeitrechnung angeführt: Betty Heine ist am 27. November 1771 geboren und am 23. September 1859 gestorben. Ihr Leben war, man darf es wohl sagen, ein schönes. Sie hat das Glück ihrer Kinder und vor allem den vollen Ruhm ihres großen Sohnes erlebt.

Zweites Kapitel. Heimat und Kindheit.

Jeder kennt die Scherze, die Heine in den „Reisebildern“ über Düsseldorf gemacht hat. Man würde sie aber falsch auffassen, wenn man daraus entnehmen wollte, der Dichter habe seine Vaterstadt nicht geliebt. Im Gegenteil, er hat immer mit treuer Anhänglichkeit von der schönen Stadt am Rhein gesprochen und ihrer bis zum Tode mit hingebender Liebe gedacht. Sie spielt ja auch in seiner Jugendgeschichte eine sehr wichtige Rolle, und die Eindrücke, die er dort empfangen, waren bestimmend für das ganze Leben.

Von dem kleinen Hause in der Volkerstraße zu Düsseldorf, aus dem Heine hervorgegangen, ist schon in dem vorhergehenden Kapitel die Rede gewesen. Es ist interessant, daß es schon im Jahre 1766 einem Manne aus der Familie der Mutter, nämlich dem Jakob Emanuel van Geldern, gehört hat. Das Häuschen trug, als Samson Heine dort sein Manufakturwarengeschäft hatte, die Nummer 602. Im Jahre 1809 verließen die Eltern das Haus und zogen in das gegenüberliegende (Nummer 42) derselben Straße. Das alte Haus ging in andere Hände über, wurde abgebrochen und ein neues, größeres Gebäude, das die Nummer 53 trägt, an dessen Stelle errichtet. Seit dem 31. Januar 1867 ist dieses mit einer einfachen marmornen Gedenktafel verziert, welche die Inschrift trägt: „Geburtshaus von Heinrich Heine“. Sie ist die einzige sichtbare Erinnerung an den Dichter in seiner Vaterstadt Düsseldorf.

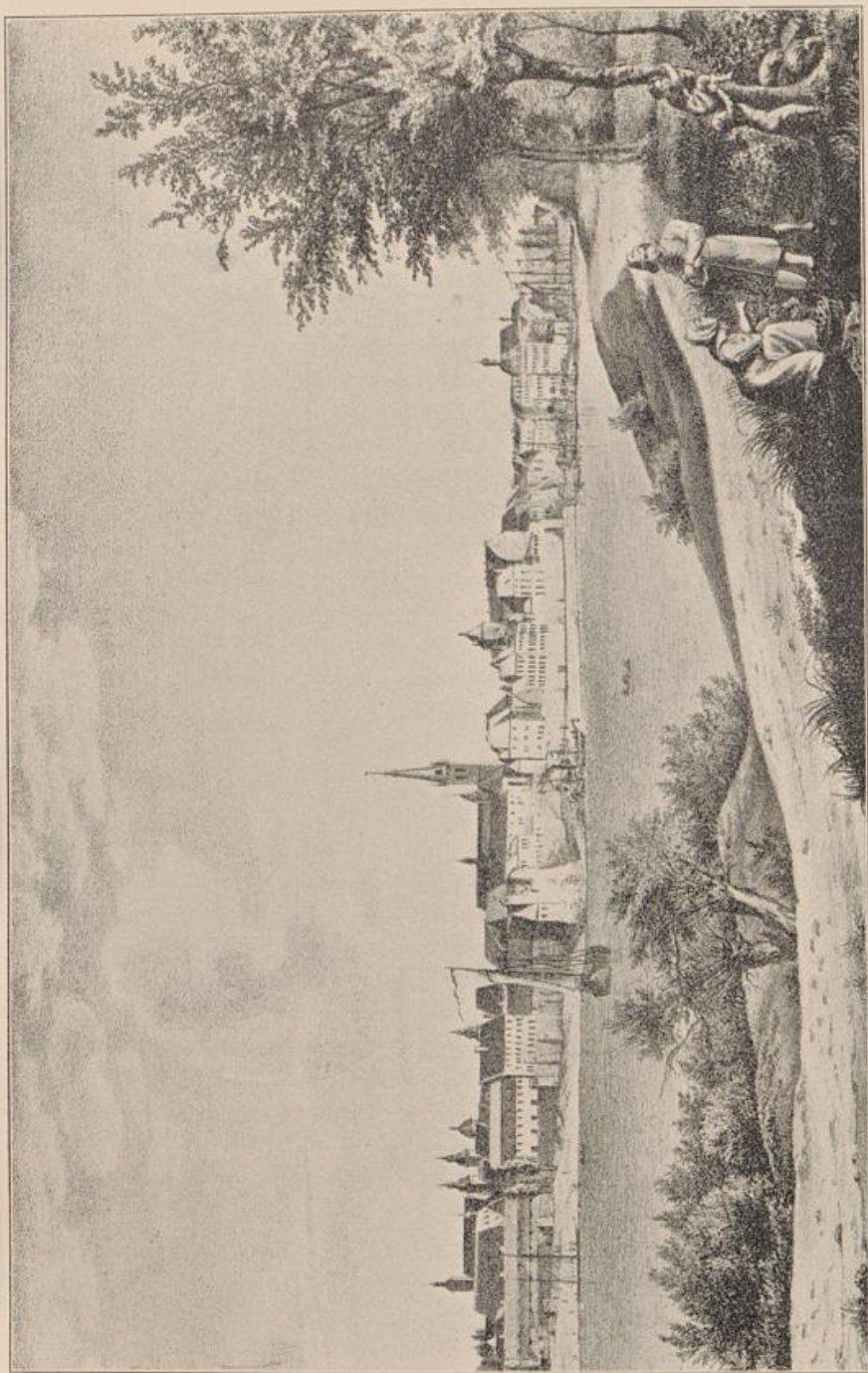
Wer aber seinen Heine gut im Kopfe hat, der feiert in Düsseldorf auf Schritt und Tritt heitere und wehmütige Erinnerungen in Fülle. Da ist zuerst der Schloßplatz, der in des Dichters Jugenderinnerungen eine so große Rolle spielt, dann das Reiterstandbild des alten Kurfürsten Jan Wilhelm auf dem Markte mit dem schwarzen Harnisch und der tief herabhängenden Perücke, das inzwischen womöglich noch grüner geworden ist; dann die Düffel, die hier in den Rhein mündet, hinter dem alten Franziskanerkloster, wo Heine zuerst in die Schule ging, und wo er mit dem kleinen Wilhelm spielte, den er eines Frühlingsabends bat: „Wilhelm, hol' doch das Käzchen, das eben hineingefallen!“ Lustig stieg der kleine Knabe auf das Brett, das über dem Bache lag, riß das Käzchen aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er naß und tot. Der Erinnerung

an diese Jugendgeschichte hat Heine bekanntlich noch in seinen letzten Lebensjahren ein herrliches Gedicht gewidmet. Der Knabe hieß aber nicht Wilhelm, sondern Erik v. Wägenstein.

Wie gesagt, wer Phantasie hat und seinen Heine kennt, der kommt in Düsseldorf noch immer auf seine Rechnung. Der wird wohl auch den steifen Herrn Simon van Geldern und den alten, klugen Kanonikus und die fromme Ursula, ja sogar den ehrwürdigen Rektor Schallmeyer dort noch in irgend einer alten, krummwinkligen Gasse antreffen oder wenigstens dessen Erben und Gesinnungsgenossen, denen man hier auf Schritt und Tritt begegnet. Der wird am Ende in der großen Allee des Schlossgartens sich auch das Bild von dem siegenden Franzosenkaiser vergegenwärtigen können, wie dieser auf seinem kleinen Schimmel mitten durch die Allee ritt, in seiner scheinlosen grünen Uniform und mit seinem kleinen weltgeschichtlichen Hütchen auf dem Kopfe. Und der wird auch nach den immer neu sich gebärenden Typen des Nachbar Pitter, des langen Kunz, des tollen Moosjuss und des lahmen Gumpertz nicht lange zu suchen brauchen. Selbst das moderne Düsseldorf mit seinen Prachtbauten, das Heine kaum mehr erkennen würde, entbehrt solcher Originale nicht.

Denn es ist eine schöne Stadt, dieses Düsseldorf, viel schöner als zu Heines Zeiten, der schon 1826 schrieb: „Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderbarlich zu Mute. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehen. Und wenn ich sage nach Hause gehen, so meine ich die Volkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie beileibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt doch kaum so viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte.“

Es wird einem in der That, auch wenn man nicht dort geboren ist, wunderbarlich zu Mute, wenn man mit der Erinnerung an jene Scherze Heines das kleine Haus heute betritt. Von dem wirklichen Geburtshaus Heines steht freilich kein Stein mehr, da es schon vor langen Jahren abgebrochen wurde. Aber die Tradition hat sich erhalten; vielleicht beruht sie nur auf mythenbildender Phantasie, vielleicht ist ein Körnchen Wahrheit mit unterlaufen. Wer mag das heute entscheiden? Das stattliche zweistöckige Gebäude besteht jetzt aus Vorder- und Hinterhaus. Ein ehrfamer Schlächtermeister, dessen Laden im Vorderhause, ist der Besitzer. Und dessen liebens-



Düsseldorf zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

die Geschichte vom Hühnerwinkel, von der braunen Thür, von den Belveten des alten Samson Heine u. s. w.

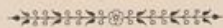
Von einer ganzen Schar kleiner Pitters und Runze begleitet, verließen wir das Haus und die gastfreundliche Besitzerin. Die wehmütigen Eindrücke, die dasselbe



Das Haus in der Volkerstraße zu Düsseldorf, an dessen Stelle vordem Heines Geburtshaus stand.

hervorgerufen, verfolgten uns den ganzen Tag und ließen eine frohe Stimmung nicht mehr aufkommen. Nur ein Teil der Prophezeiungen Heines ist ja auch hier in Erfüllung gegangen, der andere harret noch der Erfüllung, auf die er, so sollte man meinen, doch mindestens einen ebenso wohlbegründeten Anspruch hat wie so viele andere und viel geringere Poeten im deutschen Vaterlande, deren Geburtshäuser trefflich gepflegt, zu Erinnerungsstätten und Museen von liebenden Händen umgestaltet worden sind.

Eine solche liebende Hand fehlt hier. Und doch ist Heine ja der Lieblingspoet der Besitzerinnen „liebender Hände“. Und hatte er denn nicht Recht als er schon damals der alten Frau, die das Haus besaß, riet, es ja nicht zu verkaufen, da sie für das ganze Haus nicht so viel bekäme, als einmal das Trinkgeld der Besucher allein ausmachen würde?



In diesem Hause nun oder, um ganz treu zu berichten, in dem, das an der Stelle des jetzigen hier gestanden, wurde Harry Heine an einem 13. Dezember geboren. Aber in welchem Jahre? Die Frage ist trotz aller Bemühungen und Forschungen auch bis heute noch nicht gelöst. Ich will deshalb, obwohl ich wiederholt meine Ansicht darüber öffentlich ausgesprochen, noch einmal hier die wichtigsten Zeugnisse für und gegen die beiden in Frage kommenden Jahre anführen.

Es ist bekannt, daß Heine selbst die Schuld an dieser Komödie der Irrungen trägt. Eines Wizes halber, um sich für einen der ersten Männer des Jahrhunderts auszugeben, bezeichnete er zweimal das Jahr 1800 als sein Geburtsjahr. Es geschah dies zuerst in den „Bädern von Lucca“. Dort antwortete er auf die Frage der Signora Franzeska nach seinem Alter: „Ich, Signora, bin in der Neujahrsnacht 1800 geboren“, und der Marchese Gumpelino bemerkt hierauf: „Ich habe Ihnen ja schon gesagt, er ist einer der ersten Männer unseres Jahrhunderts“. Das war im Jahre 1828. Sieben Jahre später schreibt er an den französischen Kritiker Philarete Chasles: „Je suis né l'an 1800“. Doch ist dieser Datumsangabe durchaus keine Bedeutung beizulegen.

In späteren Jahren hat Heine immer den 13. Dezember 1799 als seinen Geburtstag festgesetzt. In allen offiziellen Testamenten, hauptsächlich im Taufschein und in einem Briefe an seine Schwester, den ich zuerst veröffentlichte, bringt er dieses Datum. In diesem aus dem Jahre 1853 datierten Briefe schreibt er: „Was das Datum meiner Geburt betrifft, so bemerkte ich Dir, daß ich laut meinem Taufschein den 13. Dezember 1799 geboren bin und zwar zu Düsseldorf am Rhein, wie Dir ebenfalls bekannt sein wird. Da alle unsere Familienpapiere durch die Feuersbrunst in Hamburg zu Grunde gegangen und in dem Düsseldorfer Archive das Datum meiner Geburt nicht richtig angegeben sein kann, aus Gründen, die ich nicht sagen will, so ist obiges Datum allein authentisch. Jedenfalls authentischer als die Erinnerungen meiner Mutter, deren alterndes Gedächtnis keine verloren gegangenen Papiere ersetzen kann“.

Auch aus allen anderen offiziellen Schriftstücken geht hervor, daß Heine durchaus das Jahr 1799 als sein Geburtsjahr angesehen wissen wollte.

Aber auch für das Jahr 1797 sprechen sehr gewichtige Beweise. Zunächst schon das notarielle Protokoll seiner Eltern, das ich im ersten Kapitel mitgeteilt und aus dem ich nachgewiesen, daß die Hochzeit derselben zwischen dem 31. Januar und 5. Februar 1797 bestimmt stattgefunden habe, so daß es also nicht unwahrscheinlich ist, daß am 13. Dezember desselben Jahres zum ersten Male in das kleine Haus in der Volkerstraße Nr. 602, wo Samson Heine eine Tuch- und Manufakturwarenhandlung etablierte, der Storch einzog. Ebenso haben alle seine Jugendfreunde, Josef Neunzig, Samuel Prag, Friedrich Steinmann, J. B. Rousseau, übereinstimmend das Jahr 1797 als sein Geburtsjahr angegeben, ja, er selbst hat in einem Briefe aus dem Jahre 1821 an Friedrich Raßmann sich als vierundzwanzigjährigen jungen Mann ausgegeben. In den in meinem Besitze befindlichen Memoiren von Maximilian Heine ist das Jahr 1797 als das Geburtsjahr seines Bruders verzeichnet, dann aber wieder durchgestrichen und in 1799 verbessert worden.

Woher stammt nun dieser Widerspruch in den Angaben des Dichters? Es scheint, als habe Heine in jungen Jahren allerdings triftige Gründe gehabt, sich um zwei Jahre jünger zu machen, wenn ich auch nicht der Meinung bin, daß er durch diese Fälschung sich dem Kriegsdienste gegen Napoleon habe entziehen wollen. Denn dieser Behauptung steht die bisher von keiner Seite berichtigte des Dichters selbst schlantweg gegenüber, daß er mit dem größten Teile seiner Düsseldorfer Mitschüler vom Lyceum während des Krieges gegen Frankreich dem Vaterlande seine Dienste angeboten habe.

Die Gründe aber, welche den Dichter zu einer solchen Aenderung bewogen haben könnten, sind heute kaum noch zu erkennen. In der Familie herrscht, wie mir privatim mitgeteilt wurde, die Meinung, man habe ein höheres Alter für ihn angegeben, um seine Aufnahme in das Lyceum zu ermöglichen, für das ein Minimalalter vorgeschrieben war. Eine authentische Zeugin ist die in Hamburg noch lebende Schwester des Dichters, Frau Charlotte Embden, geboren im Oktober 1800, welche mit Bestimmtheit angiebt, daß ihr Bruder Heinrich elf Monate älter als sie gewesen sei.

Hermann Hüffer hat die falsche Angabe des Geburtsjahres dadurch zu erklären versucht, daß man 1816 dem achtzehnjährigen Heine die Auswanderung ermöglichen oder erleichtern wollte. Wenn man ihn damals um zwei Jahre jünger machte, so hatte er vor dem 13. Dezember 1816 die Altersgrenze noch nicht erreicht, welche die Erlaubnis zur Auswanderung — auch nach den Hansestädten — für junge Leute damals mit schwer zu erfüllenden Bedingungen verknüpfte.

Im Archiv des Königl. Gymnasiums zu Düsseldorf befindet sich ein von dem Direktor des Lyceums im Jahre 1813 herausgegebenes Programm, in dem

Drittes Kapitel. Das Lottchen.

Es war etwa um die neunte Stunde eines schönen Sommermorgens im Jahre 1887, als an der Parterrewohnung des stattlichen Patrizierhauses Esplanade 39 in Hamburg heftig geschellt wurde. Es dauerte ziemlich lang, bis eine scharfe Frauenstimme, ohne zu öffnen, von innen heraus die Frage erschallen ließ: „Die Milchfrau?“

„Nein!“

„Wer sonst?“

„Die Kaiserin von Oesterreich.“

Die Fragende war Frau Charlotte Embden, die Schwester Heinrich Heines, die Antwortende die Kammerfrau der unglücklichen Fürstin auf Oesterreichs Herrscherthron, die das Andenken Heinrich Heines hoch in Ehren hielt und an jenem Tage eigens nach Hamburg gefahren war, um von der einzigen noch lebenden Schwester des Dichters Auskünfte über sein Leben und seine Schöpfungen zu erbitten. Man kann wohl sagen, daß seit jenem Tage das Lottchen — so nannte Heine seine Schwester mit Vorliebe — wieder populär geworden ist, nachdem die geschäftige Tama sie jahrelang in Ruhe gelassen hatte. Nur von Autographenjägern und neugierigen Verehrern des Dichters wurde die alte Frau in den letzten Jahren mehr als billig heimgesucht, bis durch die Kaiserin von Oesterreich die Erinnerung an sie, die in stiller Muße ihr Alter genoß, in weiterer Deffentlichkeit wieder wachgerufen wurde.

Charlotte Heine wurde am 18. Oktober 1800 (nicht, wie alle Biographen und auch ich früher angegeben, 1803 oder 1805) als die erste Tochter von Samson und Betty Heine in Düsseldorf — zehn Monate nach ihrem Bruder Harry — geboren. Sie war des seltsamen Knaben frohe Spielgenossin; sie teilte seine Arbeiten, seine kindlichen Sorgen und Hoffnungen, und sie blieb auch seine einzige und beste Freundin, die Vertraute seiner Freuden und Leiden bis zu seinem Tode. Lottchen war ein aufgewecktes, ein kluges und munteres Mädchen. Von ihren Jugendspielen mit dem Dichter wissen die Biographen manches hübsche und anmutige Bild zu entwerfen. Mit Vorliebe suchten die beiden Kinder Reime zu machen. In aller Frühe, wenn die andern noch in tiefem Schlummer lagen, spielten sie schon miteinander auf dem Hofe. Eines Tages quälte sich Lottchen vergebens; sie konnte die gewünschten Verse nicht finden. Da wandte sie sich an ihren Bruder: „Dir ist es leicht, Reime zu finden, mir wird es sehr schwer. Wir wollen nun ein anderes Spiel spielen. Ich werde eine Fee vorstellen, wir bauen einen Turm, und ich bewohne ihn; Du bleibst draußen stehen, singst und findest Reime“.

Karpeles, G., Heinrich Heine.

Und in der That bauten sie nun einen Turm aus leeren Kisten, die sie beide eine auf die andere stellten. Dann kletterte die Kleine hinauf bis zu der letzten Kiste und sprang hinein. Die Fee war verschwunden; denn die Kiste war höher als das Kind.

Als Heine seine Schwester nicht mehr erblickte, wurde ihm bang, und er lief ins Haus, um Hilfe rufend. Charlotte versuchte nun, sich selbst zu befreien, die Kisten fingen an zu schwanken, und furchterfüllt kauerte sie laut weinend in einer Ecke nieder. Als man ihr zu Hilfe eilte, blieb sie still und stumm in der Ecke sitzen. Sie fürchtete Strafe, weil sie ihr bestes Kleid angelegt und beim Hineinspringen zerrissen hatte; doch als sie das laute Weinen ihres Bruders hörte, rief sie ihm zu: „Harry, ich lebe, aber mein Kleid ist zerrissen!“ Nicht ohne Schwierigkeiten wurde sie von dem selbsterbauten Turm heruntergeholt, und Harry umarmte sie stürmisch, überglücklich, sein Schwesterchen wieder am Leben zu finden. Noch am Abend seines Daseins, wenige Wochen vor seinem Tode, erzählte Heine, daß er nie den freudigen Eindruck vergessen, den er damals als achtfähriger Knabe empfunden habe.

Die Fürstin della Rocca, die Tochter von Charlotte Embden, erzählt in ihren „Erinnerungen“ noch manche liebenswürdige Geschichte aus der Kindheit Heines und seiner Schwester.

Ein schönes Denkmal hat Heine zur Erinnerung an jene Kindheit seiner Schwester in dem Gedicht „Heimkehr“ gewidmet, welches folgendermaßen lautet:

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir trächten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
„Kikeriki!“ sie glaubten,
Es wäre Hahnen geschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe,
Die tapezierten wir aus
Und wohnten drin beisammen
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Kage
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knidje
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Kage gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Bernünftig wie alte Leut'
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so teuer der Kaffee,
Und wie so rar das Geld! — — —

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten
Und Glauben und Lieb' und Treu'“.

Da sie ins Leben eintrat, war Charlotte, die nicht nur ein geistreiches, sondern auch ein schönes Mädchen war, bald die gefeierte Heldin auf allen Festen und

Bällen in Düsseldorf, die allen jungen Männern den Kopf verdrehte und das Herz schwer machte. Als die Eltern Düsseldorf verließen, war es ihre erste Sorge, Charlotte zu verheiraten. Wenn ich recht unterrichtet bin, war es Heinrich Heine selbst, der bei seinem Aufenthalt in Hamburg die Bekanntschaft von Moritz Embden machte und mit diesem fortwährend von seiner kleinen Schwester sprach. Embden war neugierig und wollte das schöne, merkwürdige Mädchen kennen lernen. Als er sie sah, hatte er auch bereits sein Herz verloren; sie wurde seine Gattin, und das Hochzeitsgedicht, welches Heine seiner Schwester bei der Vermählung am 22. Juni 1823 auf dem Zollenspieker zwischen Lüneburg und Hamburg machte, soll alle Festgenossen entzückt haben. Er selbst schrieb an Moses Moser: „Es war ein schöner Tag bei Festlichkeit und Eintracht. Das Essen war gut, die Betten waren schlecht, und mein Oheim Salomon war sehr vergnügt“.

Als Charlotte von ihrem Bruder Abschied nahm, riet er ihr, die Verse ihres Gatten — denn Moritz Embden versuchte sich in den Mußestunden, die ihm sein kaufmännischer Beruf ließ, auch als Dichter — nur ja recht eifrig zu loben, denn sonst könnte das Unterlassen leicht eine Uneinigkeit in der Ehe hervorrufen. Im „Buch der Lieder“ findet sich auch ein hübsches Gedicht, welches diesen Rat an seine Schwester wiederholt:

„Und lobst du meine Verse nicht,
Laß ich mich von dir scheiden“.

Die geistige Entwicklung Heines und seinen wachsenden Dichterruhm verfolgte Charlotte mit der innigsten und lebhaftesten Teilnahme. War sie früher seine liebevolle Gespielin, so wurde sie nun auch die aufmerksame, teilnehmende und ratgebende Freundin ihres Bruders, an die er sich in allen seinen Lebensnöten wenden durfte. Zwischen ihm und seiner Schwester gab es keine Entfremdung, wie oft er auch mit den Brüdern und manchmal sogar mit dem Schwager in Zank und Streit geraten mochte. Immer war Charlotte die treue und lebenswürdige Vermittlerin, die entweder des reichen Oheims Zorn zu besänftigen oder des Dichters Launen zu beschwichtigen hatte.

Und kein schöneres Zeugnis für dessen gemühtiefe Bruderliebe besitzen wir als das Blatt, welches er 1819 vor dem Abgang zur Universität in das Album seiner Schwester eingeschrieben:

„Wir können die Menschen füglich in zwei Klassen einteilen: erstens diejenigen, die uns lieben, zweitens diejenigen, die uns oft und deutlich sagen, daß sie uns lieben.“

Mich, liebes Vottchen, kannst Du dreist zur ersten Klasse rechnen. Ich bin Dir herzlich gut, wenn ich auch nicht viel Aufhebens davon mache.

Dein Bruder

Harry Heine.“

Diese Zeilen schrieb Heine seiner Schwester ins Album, als er nach Bonn ging.

Er dichtete in jener Zeit viele Stammbuchverse, von denen manche gedruckt sind, andere sich in mündlicher Ueberlieferung forterhalten haben. Eins der eigenartigsten ist sicher das, welches er seinem Freunde Friedrich Steinmann in Bonn in dessen Album einschrieb. Leider hat dieser Freund in späteren Jahren durch Indiskretionen, ja sogar grobe Fälschungen das Andenken des Dichters entweiht. Es scheint, daß er die Mahnungen des Freundes allzu wörtlich aufgefaßt und allzu treu besorgt hat. Auch um die Aufdeckung dieser Fälschungen von Briefen und Gedichten Heines hat sich Charlotte ein nicht geringes Verdienst erworben.

Wenn Frau Charlotte in ihrem stattlichen, in altpatrizischer Weise vornehm ausgestatteten Zimmer in ihrem Lehnstuhle sitzend den Erinnerungen ihrer Jugend nachgeht, dann ist es vor allem jener Triumphzug, den sie auf einer Badereise in den zwanziger Jahren nach dem Rhein und Süddeutschland gemacht hat, von welchem sie mit besonderer Vorliebe und mit wahrem Eifer erzählt. Zunächst gab sie bei Immermann einen Empfehlungsbrief ihres Bruders ab. Immermann stellte sie seinen Gästen nur als Madame Embden aus Hamburg vor, aber im Verlaufe des Gespräches hielt er es nicht länger aus und sagte es allen, daß diese Frau die Schwester Heines sei, und nun war des Jubels kein Ende. In Frankfurt a. M. gab Rothschild ihr zu Ehren eine große Abendgesellschaft. Alle waren schon versammelt, als die mit Spannung Erwartete ankam. Der Diener riß die Thür auf und rief mit Stentorstimme, da er ihren Namen vergessen hatte, in den Saal hinein: „Madame, die Schwester Heines!“ Die interessanteste war aber unstreitig jene Bekanntschaft, welche Charlotte Embden in Göttingen machte. Dort lernte sie den Grafen August von Platen kennen. Aber vorsichtig umging sie alle Fragen nach ihrer Familie, weil sie glaubte, der Name Heine würde bei dem Dichter keine angenehmen Erinnerungen erwecken. Platen war von ihrer Lebenswürdigkeit entzückt und besuchte sie in ihrem Hause. Als er ihr aber beim Abschied ehrerbietig die Hand küßte, sagte er: „Gnädige Frau, wollen Sie mir eine Frage beantworten? Haben Sie je die Bibel gelesen?“

Frau Charlotte sah ihn erstaunt an und wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Kennen Sie, meine Gnädige“, fuhr der Dichter fort, „die Stelle in der Heiligen Schrift: »Bin ich der Hüter meines Bruders«? Seien Sie meiner höchsten Achtung versichert, und genehmigen Sie die aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohl. Mögen die Bäder von Schwalbach Ihnen Genesung bringen.“

Charlotte blieb stumm. Als sie ihrem Bruder diese Szene erzählte, wurde Heine ernstlich böse und sagte zu ihr: „Aber, liebes Lottchen, Du hast doch sonst die Zunge am rechten Fleck, wie konntest Du nur schweigen und nicht die Gelegenheit benutzen, ihm sein Unrecht hernach vorzuhalten?“ Die Fürstin della Rocca berichtet, daß Heine zum ersten Male damals seiner Schwester böse war, daß sie ihn aber

mit liebenswürdiger Hingebung bald zu versöhnen und das schöne geschwisterliche Verhältnis wiederherzustellen wußte.

Auch in Paris bewahrte er der Schwester seine treue Anhänglichkeit. Man kann sich wirklich nichts Liebenswürdigeres denken als den Brief, der er am 13. Februar 1834, nachdem er aus Hamburg die Kunde von der Geburt eines Kindes empfangen hatte, nach Hause schrieb:

„Liebe Mutter, lieber Max und liebes Vottchen!

Vor anderthalb Minuten erhielt ich den lieben Brief, worin mir unsere glückliche Niederkunft gemeldet wird. Ihr hattet mich also getäuscht, indem Ihr mir sagtet, daß wir erst zum Frühjahr in die Wochen kämen.

Mit tiefem Weh sah ich dem Frühling entgegen. Mein Herz ist jetzt so erleichtert, daß ich vor Freuden tanzen möchte. — Ich umarme Dich, liebes Vottchen, und ich sehne mich nach nichts in der Welt mehr, als daß ich die alte Glud' und Dich, die junge Glud' und Deine kleinen Rühelchen wohl wiedersehe. Schreibe nur gleich, wie Du Dich befindest. Lebt wohl und behaltet freundschaftlich im Andenken Euren ergebenen
H. Heine.“

In späteren Briefen beklagt er oft bitter, daß er ohne Nachricht über das Befinden seiner Schwester sei: „Ein Wochenbett ist doch kein gewöhnlicher Zustand, und da gebührt es sich wohl, daß ich etwas von dem Wohlfsein meiner Schwester erfahre. Wenn Ihr mich bei so wichtigen Umständen öfters ohne Brief laßt, kann ich wirklich krank werden. Ich habe mir fest und steif vorgenommen, recht wirklich krank zu werden, um mich an Dir wegen Deines langen Stillschweigens zu rächen“.

Die ganze Liebe zu seiner Schwester bekundet sich aber in den Briefen, welche Frau Charlotte als ein teures Andenken in ihrem Schreibtisch neben ihren eigenen Erinnerungen, die sie in langen Jahren aufgezeichnet, mit treuer Fürsorge bewahrte. Es sind etwa 120 Briefe, die meisten an sie selbst gerichtet, voll froher Laune, voll von glücklichem Humor, aber auch voll von tiefer Verstimmung und brennendem Schmerz, je nachdem die Verhältnisse und Lebenslagen waren, in welchen der Dichter sich an seine Schwester gewandt hat. Wie ein Heiligtum thronte die Liebe zu dieser Schwester in seinem Herzen, und keine Verstimmung vermochte sie daraus zu reißen. Erst im Jahre 1892 konnte sie sich dazu entschließen, der Welt einen Blick in diesen Schatz zu gestatten. Das Buch: „Heinrich Heines Familienleben“ (Hamburg 1892) enthält diese Briefe, soweit sie sich für die Öffentlichkeit eignen, und ist somit ein schönes Denkmal der hingebenden Familienliebe Heines geworden.

Als sich die beiden Geschwister im Jahre 1843 wiedersehen, empfanden sie beide eine tiefe und innige Freude. Bei dieser Gelegenheit machte Charlotte die Bekanntschaft der Gattin ihres Bruders, Mathilde, und suchte auch mit dieser, soweit dies bei den verschiedenartigen Charakteren möglich war, ein liebevolles und freundliches Einvernehmen herzustellen. In den trüben Tagen, welche dieser Reise folgten, als der Dichter mit seiner Familie wegen der Pension sich entzweite, war Charlotte

eine treue Vermittlerin. Aber es gelang ihr diesmal nicht wie früher so oft, den gewünschten Frieden wiederherzustellen.

Nur noch einmal sah sie ihren Bruder wieder; es war im Winter des Jahres 1855, zwei Monate vor seinem Tode. Der Dichter lag schwer leidend auf seiner „Matragengruft“, da trat Charlotte bei ihm ein. Sie litt wahre Qualen bei dieser Zusammenkunft, es war ihr herzerbrechend, ihren Bruder, den einst so schönen und lebensfrohen Mann, abgemagert und hilflos wiederzufinden. Und dennoch hatte die starkgeistige Frau die Kraft, ihm diesen Eindruck zu verbergen. „Sie that alles, um seine Leiden zu erleichtern, sie erriet seine Wünsche, ehe er sie äußerte, sie erriet seine Gedanken, und beide wahlverwandten Seelen verstanden sich, auch ohne zu sprechen. Er fühlte die Nähe seiner Schwester, wenn er auch regungslos und mit geschlossenen Augen darsaß.“ So erzählt Charlottes Tochter, die Fürstin Marie della Rocca. Und als Charlotte abreißen wollte, bat sie der Bruder, noch einige Zeit zu bleiben. „Charlotte, wir werden uns nicht wiedersehen!“ wiederholte er beständig. Die Schwester versprach, im Frühjahr wiederzukommen; die Trennung war eine tiefschmerzliche, und als das Frühjahr kam, da deckte die feuchte Erde des Bruders Grab.

Charlotte Embden ist seit dem Jahre 1866 Witwe und lebt nur noch ausschließlich den Erinnerungen an ihren großen Bruder. Ein liebevoller, vortrefflicher Sohn, Ludwig Freiherr von Embden, laut testamentarischer Verfügung der Herausgeber des litterarischen Nachlasses von Heine, widmet ihr die zärtlichste Sorge. Und drei glücklich verheiratete Töchter — in Neapel, London und Berlin — schmücken ihren Lebensabend. Noch heute an der Schwelle ihres hundertsten Lebensjahres hat sie etwas von der Anmut ihrer Jugend. Schwebenden Schrittes, rascher als manches junge Mädchen, eilt sie durch die Zimmer. Wenn sie in ihre Erinnerungen sich vertieft, erglänzen ihre Augen in jugendlichem Feuer. Sie kann stundenlang sprechen, ohne sich zu erschöpfen, bis ihr treuer Sohn und wahrhaft hingebungsvoller Pfleger Ludwig sie daran erinnern muß, sich zu schonen. Auch etwas von dem Sarkasmus, von dem scharfen Witze des Bruders ist auf sie übergegangen. In ihren jungen Jahren war das Embdensche Haus ein Mittelpunkt edelster Geselligkeit, wo Karl Gutzkow, Franz Liszt, Ludwig Wihl, Feodor Wehl, A. Töpfer, die Familie Assing, Therese von Bacharach oft und gern verkehrten. Charlotte entzückte damals wie heute alle Besucher durch ihren regen Geist, der sich für alle Fragen der Litteratur und Politik interessiert, durch ihren Witz und ihre Lebenswürdigkeit. Die Stunden, welche ich im Hause der lebenswürdigen Greisin verlebt habe, werden mir unvergeßlich bleiben. Ihre Erzählungen aus dem Leben Heines sind die beste Biographie des Dichters und charakterisieren sein Leben und Schaffen eindringlicher als die gelehrtesten Biographien, über die Frau Charlotte gelegentlich auch mit einem scharfen Witze sich lustig zu

machen versteht. Für mich ist, da ich diese Zeilen schreibe, namentlich eine ihrer Erzählungen von besonderem Interesse, deren Eindruck mir nie schwinden wird.

Auf meine Frage nach dem „Rabbi von Bacharach“ erzählte mir Frau Charlotte zum erstenmal, daß das Werk keineswegs, wie die meisten Biographen annehmen, ein Torso gewesen, sondern daß Heine daselbe wirklich vollendet habe! Der Hamburger Tempelprediger Dr. Gotthold Salomon, dessen Heine wiederholt in seinen Briefen gedenkt, habe den Roman gelesen und ihn als das beste Bild des altjüdischen Ghettolebens mit warmen Worten gepriesen. Bei dem großen Hamburger Brande im Jahre 1842 aber ging diese Novelle wie alle übrigen Schöpfungen aus des Dichters Jugendperiode leider in Flammen auf. Er selbst schrieb darüber an Ludwig von Embden: „— Daß meine Manuskripte und Schriften ein Raub der Flammen geworden, ist mir ein unersehlicher Verlust. Diese Manuskripte enthielten die Produkte meiner ersten Jugendkraft, und nie werde ich wieder so schreiben können. Ich wollte sie liegen lassen, um später, wenn meine Geistesfrische abnehmen sollte, was bei meiner geschwächten Gesundheit nicht unwahrscheinlich ist, von diesem Kapital in meinen alten Tagen zu zehren.“

Betty Heine, die Mutter des Dichters, wohnte damals auf dem Neuen Wall, weit von dem Herde des Feuers, das sich in den folgenden Tagen immer weiter ausdehnte. Sie siedelte nun zu ihrer Tochter Charlotte nach der Theaterstraße über. Dort lag sie eines Tages schlummernd auf dem Sofa, als plötzlich die Bonne der Kinder schreiend in das Zimmer trat: „Madame, das Feuer hat den Neuen Wall erreicht; wenn Sie noch etwas retten wollen, müssen Sie sich beeilen!“

„Harrys Papiere müssen in Sicherheit gebracht werden“, erwiderte die alte Frau rasch. „Sie sind in eine Kiste verpackt, die in meinem Schlafzimmer unter einem Schrank steht. Ich muß selbst hin.“

Aber Charlotte wollte dies nicht zugeben. Ohne die Gefahr zu ahnen, der sie sich aussetzte, eilte sie sofort nach dem Neuen Wall, mit dem Versprechen, die Papiere bestimmt zu bringen.

In wahrhaft dramatischer Weise erzählte mir nun die greise Frau das Folgende: Wie sie glücklich an das Haus gelangt, da erst der untere Teil der Straße brennt, wie sie die Wohnung der Mutter betritt, dort alles erbrochen findet und zwei wildaussehende Menschen im Wohnzimmer bei einer Flasche Wein antrifft. Ohne sie zu beachten, eilt sie flüchtig dahin, wo die Kiste mit den Papieren steht. Aber einer der Arbeiter ist ihr mit einer Axt gefolgt. Unerbrochen wendet sie sich zu ihm: „Schlagen Sie mir die Kiste ein!“ In der Hoffnung, darin Kostbarkeiten zu finden, folgt er bereitwilligst ihrem Befehl, ist aber sehr enttäuscht, nichts als beschriebenes Papier in der Kiste zu finden. Charlotte nimmt nun das ganze Paket mit den Manuskripten, schnürt es zusammen und eilt nach dem Hausflur.

Aber ehe sie die Straße erreicht, hat sich die Szene plötzlich in entsetzlicher Weise verändert. Das Feuer ist mit rasender Schnelligkeit näher gerückt, ein furchtbarer Sturm ist ihm vorausgeeilt, und ein Funkenregen dringt auch in dieses Haus ein. Jeder Widerstandsversuch ist unmöglich. Ringsum das Geprassel der Flammen, das Krachen der zusammenstürzenden Häuser, das Schreien und Rufen von Frauen und Kindern, das Fluchen der Löschmannschaft, ein wildes Drängen und Stoßen, ein bewußtloses Durcheinander. Sie aber hält krampfhaft das Bündel mit den Manuskripten ihres Bruders fest. Da wirbelt plötzlich eine dichte Rauchwolke durch das Haus, die alles zu ersticken droht, ein funkensprühender Aschenregen versengt ihre Kleider; ihre Kräfte verlassen sie, sie fällt in Ohnmacht und wird von einem Spritzenmann auf seine starken Schultern geladen und fortgetragen. Da sie nach einiger Zeit wieder zur Besinnung gelangt, liegt sie auf einer Bank. Ihr Retter ist verschwunden, aber auch das Paket mit Manuskripten hat sie fallen gelassen und verloren . . .

Ein Jugendbildnis von Heines Schwester, welches hier wohl am Platze wäre, ist leider nicht vorhanden; an dessen Stelle möge die prächtige Zeichnung der Malerin Eilly Bernheim hier eingefügt werden, welche Heines Lottchen als 98jährige Matrone darstellt.

Einen reichen Schatz von großen und merkwürdigen Erinnerungen aus alten Tagen birgt Charlotte Embden in ihrem Geiste. Wohlgeordnet liegen in ihrem Kopfe alle diese Erzählungen und Gedanken nebeneinander. Sie hat im hohen Alter von ihrer schönen Jugend nichts vergessen, sie hat alles treu bewahrt und, wie sie mir wiederholt versicherte, sorgsam aufgeschrieben. Aber sie wünscht nicht, daß diese Erinnerungen und mancher andere Schatz von intimen Briefen des Dichters bei ihren Lebzeiten veröffentlicht werden.

Nun denn, so wichtig ist uns keine Erinnerung aus dem Leben Heinrich Heines wie seine eigene Schwester, die ja die schönste Blüte in seinem Lebenskranze war. Möge es der greisen Frau auch im neuen Jahrhundert noch beschieden sein, in ungetrübter Heiterkeit und fröhlicher Geistesfrische an dem Göttergeschenk hohen Alters und an der immer wachsenden Anerkennung ihres großen Bruders sich zu erfreuen!

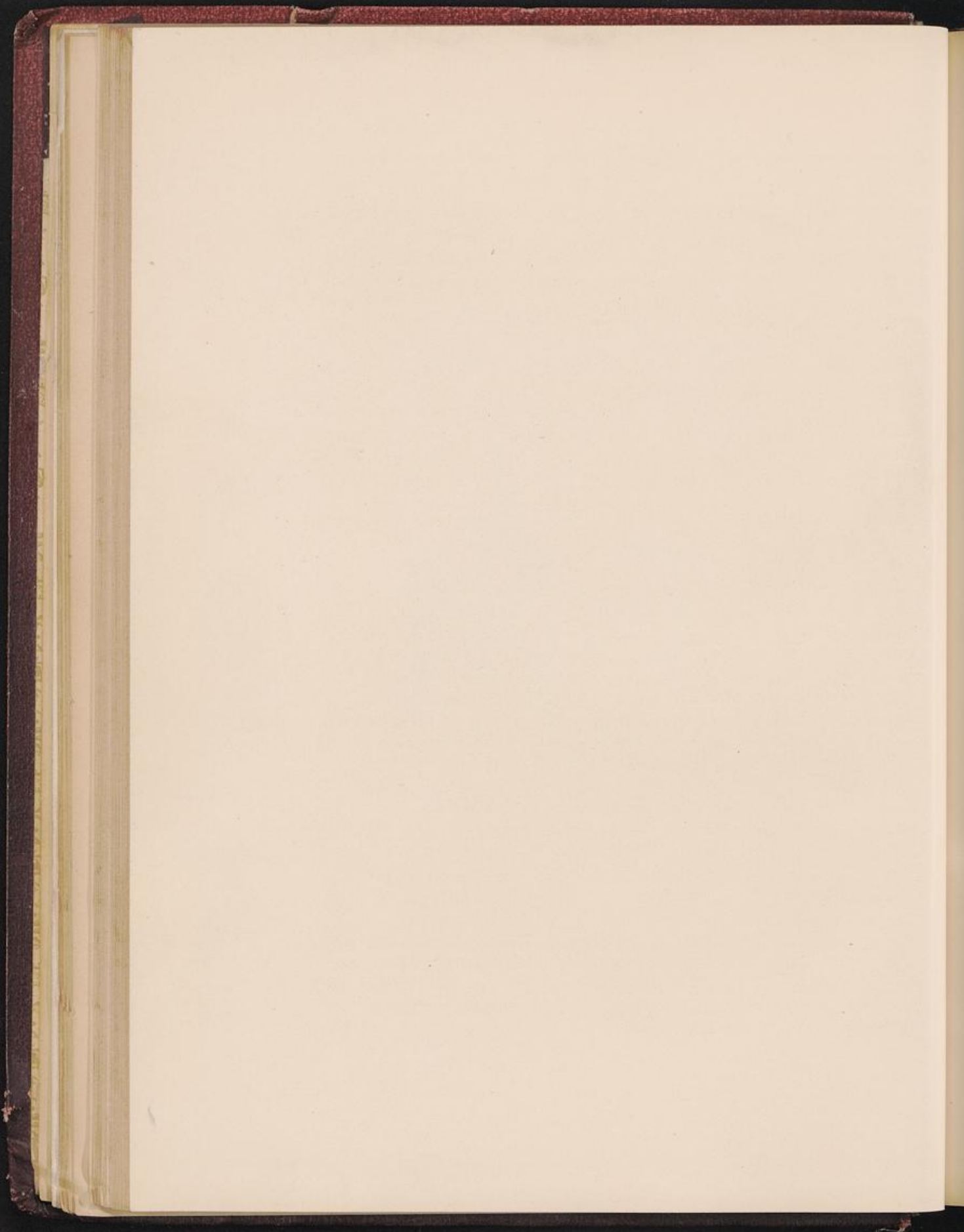
Viertes Kapitel. Die Millionenerbschaft.

Ihren Millionenonkel hatte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts so ziemlich jede anständige Familie auf dem Kontinent. Zu Anfang des Jahrhunderts kam er gewöhnlich aus Holland oder England, seit den dreißiger Jahren aus Amerika. Auch lebt in jeder älteren Familie mit merkwürdiger Zähigkeit die Sage von einer großen Erbschaft fort, die irgend ein aus der Art geschlagener Ver-



Heines Schwester Charlotte Embden.

Nach der Natur gezeichnet von Eilly Bernheim 1898.



wandter hinterlassen hat, der vor Olims Zeiten in die Ferne gegangen war, um dort das Glück zu suchen, das er in der Heimat nicht gefunden, und der es nun, ziemlich selbstverständlich, in fremden Landen auch wirklich gefunden hatte, während die Familie im Heimatsstädtchen in ihrem Besitzstande durch allerlei Fehlschläge zurückgekommen ist und nun diese Erbschaft sehr gern antreten möchte. Gewöhnlich hat sie dann aber ihren Stammbaum so vernachlässigt, daß es ihr nicht gelingt, die nötigen Legitimationen beizubringen.

Auch in der Familie Heines existierte ein solcher Millionenonkel, und ich will die Geschichte von der „riesengroßen“ Erbschaft, die bisher nicht bekannt gewesen, hier getreulich wiedererzählen, wie ich sie in den authentischen Papieren eines Seitenzweiges der Familie van Geldern aufgezeichnet gefunden habe. Denn sie erklärt uns das Milieu, aus dem Heine hervorgegangen, besser als die gründlichsten litterarhistorischen Kommentare zu der Geschichte seiner Jugend, deren interessanteste Partien ja leider noch immer im Dunkel liegen.

Im ersten Kapitel dieses Buches ist schon die Rede davon gewesen, daß die Familie van Geldern von den Wechselfällen des irdischen Geschickes ziemlich oft heimgesucht wurde. Die Geschichte von der Millionenerbschaft spielt in einer Zeit, da die Generation der Familie, die in ihr lebte, die Sehnsucht nach einem unverhofften Glücksfall zu hegen wohl allen Grund hatte. Das lehrt uns schon der erste der mitzuteilenden Briefe, die fast alle in jüdisch-deutscher Schrift abgefaßt und inhaltlich zwar meist hochdeutsch, aber doch mit gewissen hebräischen Floskeln, wie sie im damaligen Briefstil der Juden üblich waren, untermischt sind. Die Brieffschreiberin ist eine Base der Mutter Heines, Frau Sarah Abraham aus Rymwegen in Holland. Diese ehrwürdige Dame eröffnet den Reigen der guten Botschaften über die große Erbschaft. Ihr erster Brief ist an Betty Heine, deren hebräischer Vorname Channe Peierche war, gerichtet und lautet wie folgt:

„Rymwegen, den 14. April 1809.

Liebe Channe Peierche!

Ich weiß gar nicht, was ich denken soll, daß ich in einer so geraumen Zeit gar nichts gehört hab von Euch, und Ihr habt doch Gelegenheit gehabt, mir zu schreiben . . . Jetzt, Channeleben, muß ich Euch was Neues schreiben, welches Du an Pinchas mußt schreiben. Da ist eine Zersche (Erbschaft) vorhanden für die Familie Bod! Ich habe die Advertise aus die „Amsterdamer Courant“ abgeschrieben.“

Es folgen nun detaillierte Mitteilungen über einige Verwandte, welche die dringende Bitte an Pinchas Bod in Siegburg richten, ob er etwas über den Mann wisse, von dem die Erbschaft her stammt. Dann berichtet Frau Sarah Abraham weiter: daß eine Verwandte in Amsterdam sich bereits wegen des Testaments dort informiert habe, daß dieses sich aber noch in London befände. Sie schließt:

„Sobald ich werde vernehmen, daß Isaac Stern oder Peiere acceptiert sind als Erben, dann werde ich für Pinchas auftreten; denn er ist ebenso nahe verwandt als diese, und werde Euch benachrichtigen.... Die liebe Kinder zu grüßen, besonders Harryleben, er muß doch ein hübscher Jung schon sein. Wenn ich gute Nachricht von die Jerusche bekomme, dann bin ich bald bei die liebe Familie. — Ich grüße Seine oftmals und hoffe, daß er gute Geschäfte gemacht wird haben, und wenn er etwas Neues von München mitgebracht, so bitte mir solches mitzuteilen. — Der Kongreß macht doch Verdienst für Juden und wird für Isaac und Zuspa auch gut sein....

Deine treue Verwandte

Sarah Abraham.“

Die sehr wichtige Advertisse über die in Rede stehende Erbschaft aus der Amsterdamer Zeitung hat folgenden Wortlaut:

„Moses Adolphus van Bueren ist in London verschieden, und da der Qualifikationsact noch nicht unterzeichnet worden ist, so haben sich die Beteiligten mit den nötigen Beweisen vor dem 15. dieses entstehenden April zu wenden an das Bureau des Notärs van Riet, auf dem Ziegel bei der Lynbaasteg Nr. 195 in Amsterdam.“

Es folgt nun ein Brief der Geschwister Simon, Betty und Johanna van Geldern an ihren Onkel Pinchas Bod in Siegburg:

„Düsseldorf, den 23. April 1809.

Werter Herr Onkel Pinchas Bod in Siegburg!

Ob schon wir einander nicht oft schreiben, so denke ich dennoch oft an Sie und suche Ihr Interesse wahrzunehmen. Zum Beweise diene die Nachricht, welche ich eile, Ihnen mitzuteilen. Wie Sie aus beikommemdem Brief ersieht werden, steht der Familie eine große Erbschaft einzunehmen bevor. Das Gespräch geht, als wenn sie sich auf 13 Millionen Gulden (sage dreizehn Millionen Gulden) belaufen soll. Das wäre wahrhaftig keine Bagatelle. Mir ist von dem genannten Erblasser nichts bekannt. Sollten Sie aber etwas davon besitzen, womit man auftreten könnte, so hoffe, Sie werden alles aufsuchen. Auch ich werde nähere Erkundigungen einziehen und Ihnen mitteilen. Eine Reise nach Amsterdam wäre freilich das Dienlichste. Was dünkt Ihnen davon? Wenn Sie es willens sind, so melden Sie mirs, ich mache in Kompagnie. In Erwartung Ihrer Antwort, ob Sie was an Papieren und Dokumenten zur Legitimation gefunden haben, verharre ich mit Achtung

Ihr Better

van Geldern.

Ich bestätige meines Bruders Schreiben. Es ist wirklich wahr, daß die Erbschaft sich auf 13 Millionen Gulden belaufen soll. Ein Hiesiger, welcher diese Woche von Amsterdam gekommen ist, hat solches auch gesagt. Es haben sich sehr viele von der Familie Bod gemeldet. Jetzt wird sich ausweisen, wer die nächsten sind. Ich meine, es wäre gut, wenn man einen nach Amsterdam schickte, um sich der Sache genau zu erkundigen. Was in England betrifft, werden wir alles besorgen lassen, wozu wir, wie Ihr wißt, gute Gelegenheit haben. Ihr werdet wohl die Familie Bod ein wenig kennen, damit sie uns legitimieren können.

Betty Seine.

Ich grüße oftmals die sämtliche Familie. Was wird das geben, wenn das Geld geteilt wird!

Eure getreue Verwandte

Chane.“

Die Schreiberin dieses letzten Postscriptums ist Johanna van Geldern, eine Tante Heinrich Heines, die alte Jungfer geblieben und von deren Geschichten er wiederholt erzählt.

Die Erbschaftsangelegenheit versetzt die Familien Heine und Bodt in nicht geringe Aufregung. Die Familie Bodt war übrigens nicht weniger weitverzweigt als die der van Geldern. Ihr entstammte sogar der holländische Admiral Bogt. Geschäftig fliegen nun die Botschaften hin und her, und es folgt in den Akten wieder ein Brief der Mutter des Dichters. Dieser Brief, den Heine selbst nach Siegburg gebracht hat, lautet folgendermaßen:

„Düsseldorf, den 28. April 1809.

Liebe Freunde!

Da mein lieber Mann all seine Geschäfte stehen läßt, um mit Euch zu sprechen und die gehörige Legitimation zu bekommen, so könnt Ihr wohl sehen, daß es mit der Erbschaft ernst ist. So wie heute vernommen habe, haben sich die Erben Bodt schon längst gemeldet, und sogar am Montag geht schon einer von Emmerich nach Amsterdam, um die Akten eigenhändig zu unterschreiben. Es ist also sehr nahe. Ihr werdet Euch also vom Gericht schriftlich lassen geben, daß wir von Bodt herkommen, und den ganzen Stamm, damit man sich legitimieren kann. Will Onkel Pinchas nicht mit nach Amsterdam, welches das beste wäre, wenn er mitginge, so muß er Vollmacht geben, und versteht sich, daß er mit die Kosten tragen muß, so muß Abraham mit. Uebrigens werdet Ihr alles auf das Beste überlegen.

Soeben erfahren wir, daß es mit der Erbschaft in Amsterdam wirklich wahr ist und viele sich von der Bodtschen Familie gemeldet haben, weil die Hinterlassenschaft sich wirklich in die Millionen beläuft. Um also nichts zu versäumen, so werdet Ihr eilen, daß Heine die gehörigen Informationen erhält, daß wir von der Bodtschen Familie aus Holland stammen. Es versteht sich von selbst, daß wir nun gemeinschaftliche Sache machen müssen, und auch ein jeder nach dem Grade seines Standes für die einstweiligen Unkosten beitragen muß. Wenn einer von Euch, der von der Familie Herkunft gut informiert ist, mitreiste, wäre gewiß sehr gut, aber es bedarf Eile, um nicht ausgeschlossen zu werden. Ihr werdet also Heine nicht aufhalten und ihm Eure Beiträge entrichten, gleichwie wir Euch gethan haben. Ich hoffe es vielfältig wieder zu erhalten.

Eure

Channe van Geldern.“

In der That gelingt es der Beredsamkeit Samson Heines, der ja immer voll großer Pläne und abenteuerlicher Hoffnungen war, seinen Vetter Josua Abraham in Siegburg zu der merkwürdigen Reise nach Amsterdam zu bewegen. Schon am 30. April schreiben sie vereint einen Brief aus Düsseldorf an Frau Abraham nach Siegburg. Zunächst kommt der Gatte, der alte Herr Abraham:

„Düsseldorf, den 30. April 1809.

Liebe Frau!

Heute nachmittags sind wir glücklich hier angekommen und haben sämtliche Familie gesund und wohl hier angetroffen, auch schon wieder den Postwagen auf morgen früh 5 Uhr zur Abreise nach Amsterdam bestellt. Verfloßene Nacht haben wir unterwegs etwas eingestanden. Der Fuhrmann hat uns so gefahren, daß hinter Brusbach die Chaise zerbrach. Zum Glück haben wir in Brusbach Extrapost bekommen, sonstens wären wir gut gefahren. Denkt Dir einmal, wenn uns dieser Streich im Feld passiert wäre. Bräunelche hat mich besucht und stimmt absolut zur Abholung der vielen Millionen bei. Herr Heine läßt alles im Stiche und besonders seine wichtigen Geschäfte und geht morgen mit mir von hier ab. Sobald wir in Amsterdam sein werden, werde Dir gleich schreiben. Du wirst Dich also beruhigen müssen.

Du kannst kühn bis künftige Woche auf mein Nachhausekommen schließen, das heißt vor Ende der Woche, indem Heine auch nicht lange aus dem Hause bleiben kann.

Euer Josua.

Ich grüße Sie sämtlich. Morgen früh um 5 Uhr reisen wir nach Amsterdam. Morgen muß ich hier ein wichtiges Geschäft stehen lassen. Fahre ganz schwer fort. Ich grüße Sie vor allen.
Ihr ergebener

Heine.“

Es folgt nun noch eine Nachschrift von Josua selbst:

„Soeben vernehme ich, daß die Geschichte in Amsterdam besser, als ich gemeint habe, stehen soll.“

Von unterwegs schreiben die beiden Millionenjäger folgenden Brief:

„Arnheim, den 2. Mai 1809.

Liebe Frau!

Heute nachmittags sind wir gesund und wohl hier angelangt. Unser erstes war, Isaak Stern zu besuchen, um von ihm etwas Erkundigungen einzuziehen, ob diese Reise vergebens war oder nicht. Nach vielem Hin- und Herdebattieren hat Isaak Stern uns endlich rüchichtlich des Erblassers Moses Adolphus van Bueren die Erläuterungen gegeben, daß dieser Adolphus van Bueren ein Bruder von Higele Bod war, welche sich Gelche, die Tochter von Ephraim van Bueren, geschrieben. Diese Gelche van Bueren hatte den Izig Bod zum Manne, wovon Higele Bod eine Tochter war. Within läßt sich wohl hieraus das beste schließen. Wir werden morgen früh von hier nach Amsterdam reisen. Sobald wir hier noch etwas mehr Erkundigungen eingezogen haben, werde solche gleich mittheilen. Ueberhaupt hat Isaak Stern mit der Farbe nicht recht heraus gewollt, bis wir ihm endlich gesagt, daß wir alle Nachweisungen in Händen hätten, ist er mit der angezogenen Erklärung herausgerückt, mit dem Zusatz, daß er schon über zwei Jahre an dieser Geschichte gearbeitet hätte, kurz ich kann mich auf seine Reden nicht verstehen. Genug für heute. Aus Amsterdam ein mehreres.

Dein Dich ewig liebender Mann

Josua.

Ich grüße Sie sämtlich. Wir können noch viel Neues sagen. Mehr Ja wie Nein. Von Amsterdam mehreres.

Ihr Freund Heine.

Ihr Mann führt sich recht gut auf der Reise. Haben Sie nur keine Sorge.

Der Obige.“

In dem Aktenbündel, welches mir durch die Güte der Familie Josua Abrahams, die später den Namen Bürger angenommen hat und eine der geachtetsten im Rheinlande wurde, zugänglich war, folgt nun eine Bescheinigung aus Siegburg vom 29. April 1809 von den Erben des David Pinchas Bod, die den Schwager Samson Heine aus Düsseldorf und den Sohn Josua Abraham aus Siegburg in der bewußten Erbschaftssache bevollmächtigen, „alles Sachdienliche nach ihrem Gutbefinden zu besorgen“, die „allenfalligen Erbschaftsraten in Empfang zu nehmen und zu quittieren“. Sie versprechen auch die Kosten zu ersetzen und alles zu genehmigen, was die beiden Deputierten in ihrem Namen thun werden.

Es folgt eine Abrechnung vom 9. Mai 1809 betreffend die Erbschaftskosten, die im ganzen 127 Reichsthaler ausmachen. Dieselbe ist von Josua Abraham einerseits und von Betty Heine im Namen ihrer Geschwister andererseits unterschrieben. Dann einige Erblegitimations-Bescheinigungen aus Siegburg, daß die Bods in der That von Moses Adolphus van Bueren abstammen. Wäre es nach dem Schultheiß

von Siegburg gegangen, so hätten die beiden Männer unzweifelhaft einen stattlichen Teil der Millionen, die Moses Adolphus van Bueren, über dessen Leben leider absolut nichts weiter bekannt geworden, hinterlassen hat, mit nach Hause gebracht. Es wär' so schön gewesen, aber es hat nicht sollen sein! In meinem Aktensbündel ist nur noch ein Brief über die Angelegenheit, und zwar ein französischer Brief von Samson Heine an den Notar J. van Riet in Amsterdam:

„a Mr. J. van Riet,
Notaire a Amdam.

DDorf, 15. Aout 1809.

Depuis que j'ai eu l'honneur de vous parler de l'heritage de feu Mr. M. A. van Bueren je n'en ai plus rien appris. Mettant toute ma confiance dans la promesse que vous m'avez faite de veiller pour mes interets je me suis tranquillise jusqu'ici sur cette affaire et je ne vous ecrirais pas aujourd'hui la presente si Mr. Rings en passant par ici ne m'eut pas dit: que vous lui aviez annonce, qu'il devait sous peu se passer un acte concernant les heritiers. Comme tel j'ai l'honneur de vous prier de m'informer de ce qui a pu se passer et si l'affaire est deja parvenu a une telle maturite, que je puisse jouir bientot des fruits de ma juste pretention a la succession du defunt, soyez persuade que je saurai reconnaitre vos peines comme je vous l'ai assure lorsque jeus l'honneur de vous voir et je suis en attendant avec estime et amitie votre

S. Heine.

Ne pouvant affranchir mes lettres
je vous prie de tenir note du port *).“

Aus diesem Briefe entnehmen wir zweierlei: erstens, daß Samson Heine französisch schreiben konnte, wenn auch recht mangelhaft; zweitens, daß er die Hoffnung auf die Erbschaft noch immer nicht aufgegeben hatte.

Leider ist aber die Angelegenheit wie das bekannte Hornberger Schießen ausgegangen. Die Familie hat nichts geerbt, und es wäre interessant, zu erfahren, wo die 13 Millionen Gulden, die ja ohne Zweifel vorhanden waren, hingekommen sind.

*) Herrn J. van Riet, Notar in Amsterdam.

Düsseldorf, 15. August 1809.

Seit ich die Ehre hatte, Ihnen über die Erbschaft nach weiland Herrn M. A. van Bueren zu sprechen, habe ich über dieselbe nichts mehr erfahren. Indem ich all mein Vertrauen in das Versprechen setzte, welches Sie mir gegeben, auf mein Interesse bedacht zu sein, beruhigte ich mich bis auf den heutigen Tag hinsichtlich dieser Angelegenheit, und ich würde Vorliegendes nicht an Sie richten, hätte mir nicht Herr Rings auf der Durchreise hier gesagt: Sie haben ihm mitgeteilt, daß bald ein die Erben betreffender Akt vor sich gehen werde. Als solcher (Erbe) beehre ich mich, Sie zu ersuchen, mich über das, was bisher geschehen mochte, zu unterrichten, wie auch darüber, ob die Sache schon reif genug dazu ist, daß ich in Bälde die Früchte meiner berechtigten Ansprüche auf die Hinterlassenschaft des Verbliebenen werde genießen können. Halten Sie sich überzeugt, daß ich wissen werde, mich für Ihre Mühewaltung dankbar zu erweisen, wie ich Ihnen dies versicherte, als ich die Ehre hatte, Sie zu sehen. Inzwischen bin ich in Achtung und Freundschaft Ihr

S. Heine.

Da ich meine Briefe nicht zu frankieren vermag, bitte ich Sie, das Porto mir in Rechnung zu stellen.“

Wie es heißt, soll der Notar mit der Vollmacht und allen Beweisstücken später verschwunden sein.

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese ganze Erbschaftsgeschichte auf Harry Heine, der damals ein elfjähriger Knabe war, „ein hübscher Jung“, wie Frau Sarah aus Nymwegen schrieb, und alltäglich in das Lyceum lief, um dort beim Rektor Schallmeyer deutschen Unterricht zu erhalten, gemacht hat. Wahrscheinlich fanden sich auch in den verloren gegangenen oder vernichteten Blättern seiner Memoiren Mitteilungen darüber. Es „klang dem Knaben immer wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht“, wenn die Mutter von den Reichtümern der Familie in alter Zeit erzählte. Wahrscheinlich fällt die Erbschaftsgeschichte in jene Zeit, wo Betty Heine für ihren Sohn eine glänzende Zukunft zu träumen begann, wie er selbst in seinen Memoiren erzählt: „Das Rothschild'sche Haus, mit dessen Chef mein Vater vertraut war, hatte zu jener Zeit seinen fabelhaften Flor bereits begonnen; auch andere Fürsten der Bank und der Industrie hatten in unserer Nähe sich erhoben, und meine Mutter behauptete, es habe jetzt die Stunde geschlagen, wo ein bedeutender Kopf im merkantilischen Fache das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum höchsten Gipfel der weltlichen Macht emporzuschwingen könnte. Sie beschloß daher jetzt, daß ich eine Geldmacht werden sollte. . .“

Es ist bekannt, daß Heinrich Heine eine „Geldmacht“ nicht geworden ist.

